Die

Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

In drei Bänden.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Die

Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Lindauersche Universitäts-Bibliothek München

Erster Band.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Capitel.

Der junge Arbeiter.

Die Glocken hatten den müden Arbeitern die Feierabendſtunden angekündigt. Aus den Thoren einer großen Fabriksſtadt zogen die Leute in Schaaren auf das Land hinaus, um dort für die Nacht Ruhe zu ſuchen. Eine Wohnung in der Stadt war ihnen nicht vergönnt, denn der Lohn reichte nicht aus, um den ſtädtiſchen Hausbeſitzern ein Stübchen zu bezahlen. Viele von ihnen hatten einen ſtundenweiten Weg zurückzulegen, ehe ſie das Dach erreichten, das ihnen Schutz gewährte. Morgens, ehe der Tag graute, gingen ſie zur Stadt, Abends, wenn die Sonne verſchwand, ſchleppten ſich die Ermatteten über Acker und Wieſe, eine zweite Arbeit nach des Tages Laſt und Hitze.

Es war Sonnabend; die Arbeiter hatten ihren Lohn erhalten. Man ſah heitere, aber auch traurige Geſichter. Die jungen Leute freuten ſich auf die Zerſtreuungen, die der

Sonntag brachte; die älteren, die Familienväter, grübelten, wie sie das erhaltene Geld eintheilten, um den an sie gestellten Forderungen gerecht zu werden. Bei der größten Sparsamkeit war es Vielen doch nicht gelungen, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen; die gebieterische Nothwendigkeit hatte sie veranlaßt, Schulden zu machen.

Von den Gruppen der Kameraden abgesondert, schritt hastig ein junger Mann dahin, der größere Eile haben mochte, als alle Anderen. Er unterschied sich aber auch vor Allen durch einen schlanken Wuchs, durch Raschheit und Leichtigkeit der Bewegungen, durch saubere Kleider und durch einen schönen Krauskopf.

„Guten Abend, Albert!“ riefen ihm einige zu, an denen er vorübereilte.

Er dankte, ohne seinen raschen Gang zu unterbrechen.

„Der hat es eilig!“ meinte ein junger Maurer, ein lustiger Gesell, der sich schon oft gewundert, daß Albert die Gelage seiner Genossen nicht theilte.

„Vater Brand liegt schwer krank!“ meinte ein älterer Arbeiter.

„Der Pflegevater Alberts?“

„Der Sohn hat den Alten den ganzen Tag nicht gesehen, da sehnt er sich wohl doch nach ihm. Muß er nicht immer fürchten, seinen Wohlthäter todt anzutreffen?“

„Darum sollte er zu Hause bleiben.“

„Narr, Albert muß das liebe Brod verdienen. Der Arbeiter hat nicht Zeit, am Krankenbette zu sitzen, wie der Reiche; er muß fort, und wenn ihm das Herz darüber bricht.

Im vorigen Herbſte lagen mir zwei Kinder ſchwer darnieder; Abends kam ich heim — ſie waren todt.“

Der Mann trocknete die Thränen aus dem braunen Geſicht.

„Vater Brand hat doch wohl einiges Vermögen,“ fuhr der Jüngere fort.

„Nichts hat er.“

„Das Häuschen mit dem Garten —“

„Iſt verſchuldet.“

„Aber die reiche Schweſter, von der man ſagt, daß ſie mehr als Fünfzigtauſend beſitzt —“

„Ja, die Schweſter!“ rief der Arbeiter. „Ich habe ſie noch gekannt, als ſie bei dem Kaufmann in der Stadt diente — wie anders iſt das Weib jetzt! Stolz, hochfahrend und fromm! Es iſt zum Lachen!“

„Gedient hat ſie?“

„Als Magd.“

„Wie iſt ſie zu dem Vermögen gekommen?“

„Ihr Mann, der ſeit ſechs Jahren todt iſt, war Arbeiter in demſelben Hauſe.“

„Er hatte demnach auch Nichts?“

„So wenig als ſeine Braut.“

„Haben Beide das ſchwere Geld gefunden oder in der Lotterie gewonnen, wenn nicht gar geerbt?“

„Ich weiß nur, daß der Kaufmann zu Grunde ging und daß Wiprecht der Tagarbeiter, ſeine Meta heiratete und das Geſchäft ſeines Herrn fortſetzte. Wie das möglich war, kann ich nicht begreifen. Man erzählt ſich ſo manches; ich weiß nicht, was davon wahr iſt. Nur ſo viel iſt mir bekannt,

daß dieſe Meta weder als Frau noch als Witwe ſich um ihren einzigen Bruder bekümmert hat. Beide ſind auch nie zuſammen gekommen. Andreas Brand, mein Nachbar, hat ſich als Arbeiter durchgeſchlagen und jenen Albert erzogen, der ein guter Junge geworden iſt. Seit länger als einem Jahre liegt der Alte nun krank —"

„Und auch in der Krankheit hat ihn die reiche Schweſter nicht unterſtützt?"

„Nicht mit einem Kreuzer."

„Das Weib verdient an den Pranger geſtellt zu werden! Es gibt doch ſchreckliche Menſchen auf der Welt!"

„Wenn dieſe Frau Wiprecht nur Kinder hätte!" fügte der Arbeiter hinzu. „Aber ſie ſteht mutterſeelen allein und legt Zinſen auf Zinſen. Dabei lebt ſie nicht ſchlecht; ihr Haus iſt prächtig eingerichtet, auch macht ſie jeden Sommer eine große Vergnügungsreiſe."

„Und die Frau iſt fromm?"

„Ja."

„Das begreife ein Anderer."

„Sie geht jeden Sonntag zweimal zur Kirche."

„Man ſollte ſie nicht einlaſſen —"

Ein Dritter geſellte ſich zu den beiden und das Geſpräch nahm eine andere Richtung.

Albert war indeß weit vorausgekommen. Er ſchlug einen ſchmalen Fußweg ein, ſprang über einen Graben und erreichte die Gärten des Dorfes, das ein Stündchen von der Stadt entfernt lag. Buchau hieß das Dörfchen, in dem wenig reiche Bauern, aber viel arme Arbeiter wohnten. Man konnte es eine Arbeiter-Kolonie nennen.

Digitized by Google

Es war im Juli.

Nach acht Uhr Abends war es noch völlig Tag. Die Abendsonne sandte ihre schrägen Strahlen auf die blühende Erde herab und ein leises Lüftchen milderte die Hitze, die den ganzen Tag über geherrscht hatte.

Still und freundlich lag ein Häuschen unter einer Baumgruppe. Es bestand nur aus einen Erdgeschosse und einem Giebelzimmer; aber die Wände waren aus starken Steinen erbaut und auf dem Dache glänzten rothe Ziegel. Die Häuser, die sich in kurzer Entfernung zeigten, hatten Lehmwände und Strohdächer. Die dunkelgrünen Blätter eines Weinstockes hüllten die Fenster ein. Wilder Epheu schlängelte sich bis zur Dachfirste empor. Im Giebel breitete sich ein wohlgepflegter Gemüsegarten aus, dessen Beete von vielfarbigen Blumen eingerahmt wurden.

Albert blieb an der Schwelle stehen, zog seinen Hut und athmete tief auf, als ob er er sich fragte: „Wie werde ich den armen Vater finden?“

Nachdem er die Stirne getrocknet, betrat er den Vorplatz. Gartengeräthe, Hacke und Schaufel standen rings umher. Wohin das Auge blickte, zeigten sich Ordnung Reinlichkeit. An Haken, die in der weißen Wand befestigt, hing ein braunes Schurzfell mit Messingschloß. Darunter standen Beil, Axt und Winkelmaß. Es war dieß das Handwerkszeug des kranken Vaters, der es nicht weiter gebracht hatte, als bis zum Zimmergesellen. Brand war bekannt als ein fleißiger und sorgfältiger Arbeiter, er hatte auf den Bauplätzen stets eine Autorität ausgeübt; die Mitgesellen schätzten und achteten ihn, die Meister nahmen ihn gern in Arbeit. Aber

nur kurze Zeit hatte man ſich um den kranken Arbeiter gekümmert; die Meiſter fragten nicht mehr nach ihm, es gab ja der Arme und Hände genug, die ſtatt des bejahrten Brand arbeiteten. Albert hatte die Profeſſion ſeines Vaters erlernt; aber er war nicht etwa ein Zimmergeſelle der gewöhnlichen Art, er beſchämte mit ſeinen Kenntniſſen manchen Meiſter. Vater Brand hatte es möglich zu machen gewußt, den intelligenten Sohn eine Zeit lang auf die Bauſchule zu ſchicken.

Wehmüthig betrachtete der junge Mann das Arbeitszeug.

„Gott möge den armen Vater mir erhalten!“ murmelte er. „Er ſoll nicht mehr arbeiten, er ſoll ſeine alten Tage in Ruhe verleben. Das hat er längſt um mich verdient.“

Eine alte Frau kam aus der Küche, die im Hintergrunde des Häuschens lag.

„Guten Abend, Elſe!“

Elſe nickte traurig mit dem Kopfe.

„Ich habe recht auf Sie gewartet, Albert.“

„Mein Gott, was iſt denn geſchehen?“

„Haben Sie die Medizin mitgebracht?“

„Welch eine Frage! Hier iſt Alles.“

Er zog eine Medizinflaſche und eine Schachtel mit Pulver aus der Taſche, die er der Wirthſchafterin überreichte. Dann hing er den Hut und den grauen Sommerrock neben das Arbeitszeug des Vaters.

„Dem Vater geht es nicht gut,“ meinte Elſe.

Albert erſchrack.

„Iſt der Arzt hier geweſen?“

STANZEL

„Ja.“

„Wie hat er ſich ausgeſprochen?“

„Wir möchten uns auf das Schlimmſte gefaßt machen.“

Der junge Mann bedeckte mit beiden Händen das Geſicht.

Auch Elſe weinte.

„Der Doktor,“ fuhr ſie fort, „will gegen zehn Uhr noch einmal kommen. Das hat er geſagt. Ich weiß ſchon, was ich von den Nachtbeſuchen des Doktors zu halten habe; bei meinem ſeligen Mann war es auch ſo — bringen Sie nur Alles in Ordnung, Albert, daß ſpäter nicht Unannehmlichkeiten entſtehen. Vater Brand ſcheint gar nicht zu glauben, daß er ſo krank iſt. Auch mein Mann glaubte es nicht, und den Tag darauf war er todt. Ich habe mich recht geängſtigt.“

Albert rang einige Augenblicke nach Faſſung, dann trat er in das Stübchen.

Durch das rebenumrankte Fenſter ſchien der letzte Strahl der ſcheidenden Sonne. In dem Birnbaume, der ſeine früchtenreiche Krone vor dem Häuschen erhob, zwitſcherten einige Vögel ihr Abendlied. Es war ſo ſtill in dem kleinen friedlichen Raume, daß man das ſchwache Athmen des Kranken hören konnte, Albert ſchlich vorſichtig zu dem Bette. Vater Brand ſchlief. Seine knochigen Hände lagen, zum Gebete verſchlungen, auf der blauen Leinendecke. Ach, wie bleich und hager war ſein gutmüthiges Geſicht! Die aufgeſprungenen Lippen hätten keine Farbe mehr, die Augen waren geſchwollen und die breite Bruſt, die eine wollene Jacke bedeckte, hob ſich kaum noch. Das war nun der ſtarke, durch Arbeit abgehärtete Mann, der vor einem Jahre ſeinen vierundfünfzigſten

Geburtstag gefeiert hatte. Sein Haar war von der Krankheit gelichtet und gebleicht. Eine große Glatze zog sich von der hohen Stirn bis zu dem Hinterkopfe. Bei dem Baue eines Landhauses, das ein reicher Kaufmann errichten ließ, hatte Brand durch die Unvorsichtigkeit seiner Mitgesellen einen Balkenstoß auf die Brust erhalten, daß man ihn bewußtlos heimtragen mußte. Anfangs schien der Unfall ohne erhebliche Folgen zu sein, später aber bildete sich eine Brustkrankheit aus, die im Laufe des Winters einen ernsten Charakter annahm. Man hatte Hoffnung auf die warme Luft des Sommers gesetzt; aber auch diese Hoffnung hatte sich als trügerisch erwiesen, dem Leidenden war keine Linderung geworden. Seit vier Wochen hatte er nur selten noch das Bett verlassen. Da lag nun der treue Arbeiter, der es sich sein Leben lang um kärglichen Lohn hatte recht sauer werden lassen; Niemand kümmerte sich um ihn als der Pflegesohn, und auch dieser konnte nur selten um ihn sein, da der Broderwerb den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm. Der reiche Kaufmann bewohnte seit dem Frühlinge schon sein Landhaus; er gab große Gesellschaften und veranstalte Sommerfeste; des braven Zimmergesellen, der sich bei der Arbeit den Tod geholt, gedachte er im Rausche der Lust nicht, er kannte vielleicht nicht einmal den Namen desselben. Warum auch? Brand hatte ja seinen Wochenlohn erhalten, und somit war Alles gethan, was ein Bauherr thun mußte.

Aehnliche Gedanken mußten wohl den jungen Mann beschäftigen, denn in seinem frischen, intelligenten Gesichte drückte sich eine schmerzliche Bitterkeit aus. Er zog einen kleinen Lederbeutel aus der Tasche, der den Wochenlohn ent-

hielt, und legte ihn zitternd auf den weißgescheuerten Tisch. Dann sank er weinend auf dem Stuhle nieder, der neben dem Bette stand.

Die Vögel in dem Birnbaume, den Vater Brand so oft mit inniger Freude angeschaut, vorzüglich, wenn er voll Früchte hing, sangen fort leiser, immer leiser. Man hörte ihre zarten Stimmchen wie aus hoher Luft. Und rings war es still, wie in einem Gotteshause, es hatte sich schon die heilige Sonntagsruhe eingestellt, die zur Andacht stimmt.

Ein goldiger Schimmer erfüllte das Krankenstübchen, erzeugt von dem Purpur der Abendsonne, die wie eine große Feuerkugel im Westen schwebte, kaum noch halb sichtbar. Sonst hatte Vater Brand die Abendstunden unter seinem Birnbaume in der Laube verbracht, zufrieden sein kurzes Pfeifchen schmauchend; seit länger als einem Jahre lag das Pfeifchen auf dem braunen Schranke, der Raucher hatte es nicht berührt.

Albert hatte lange den Kranken angesehen; dem ruhigen Schlafe nach zu urtheilen, mußte das Leiden wohl nicht so gefährlich sein, wie der Arzt gesagt — Vater Brand schien durchaus keine Schmerzen zu haben, er lag ruhig, wie erschöpft von schwerer Arbeit.

„Der Doktor kann sich irren!“ dachte der junge Mann. „Mein guter Vater ist ja so alt noch nicht, hat stets eine kräftige Natur gehabt — vielleicht kommt er doch durch. Jede Krankheit muß sich austoben, will seine Zeit haben, sagte der Vater oft. Und der Schlaf stärkt — ich werde mich hüten, ihn zu unterbrechen.“

Er wollte leise aufstehen und das Zimmer verlassen.

Da regte ſich der Kranke. Er legte langſam die Hand an die Stirn und flüſterte: „Ich muß für den braven Jungen ſorgen — nein, es darf nicht zu ſpät werden, das wäre eine Sünde. Wie fange ich es denn nur an? Immer noch will mir kein geſcheidter Gedanke kommen — es iſt doch recht traurig!“

Ein ſtarker Huſten unterbrach den Alten.

Albert legte ſeinen Arm unter den Kopf des Kranken und richtete ihn behutſam empor. Der Anfall ging vorüber; aber Vater Braud war ſo erſchöpft, daß er fünf Minuten regungslos in ſeinem Kiſſen lag. Von Zeit zu Zeit ſah er ſchmerzlich zu Albert hinüber, der mit übermenſchlicher Anſtrengung ſeinen tiefen Jammer zu bekämpfen ſuchte. Der Arzt mußte doch wohl Recht haben!

„Du biſt ſchon da, Albert?“ fragte der Kranke, indem er ihm die matte Hand reichte.

„Viel zu ſpät für meine Sehnſucht nach Dir, lieber Vater!“

„O, ich habe lange und gut geſchlafen, mein Sohn! Da vergeht die Zeit!“

Dem Sohne wollte es ſcheinen, als ob der Vater mit größerer Anſtrengung, und doch leiſer als ſonſt ſpräche. Es war im Laufe des Tages eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Seine Stimme, völlig tonlos, ſchien aus einer hohlen Bruſt zu kommen. Große Schweißtropfen perlten auf ſeiner bleichen Stirn. Der fleiſchloſen Hände hatte ſich ein leiſes Zittern bemächtigt.

„Oeffne das Fenſter!“ bat der Leidende.

„Es wird nicht gut ſein, Vater!“

„Wir haben, Sommer —“

„Das wohl, Vater.“

„Die Luft iſt mild, und mir iſt ſo heiß. Hätte ich die Kraft dazu, ich würde mich an das Fenſter ſetzen, um meinen Baum und meine Blumen noch einmal zu ſehen, die in voller Pracht ſtehen müſſen.“

„Verliere nur die Geduld nicht, lieber Vater; Du wirſt Alles wiederſehen.“

Vater Brand lächelte ungläubig.

„Laß mir friſche Luft ein!“ bat er innig. „Sie wird meiner kranken Bruſt nicht ſchaden. Auch kann ich leichter ſprechen, denn ich habe Dir noch Manches zu ſagen.“

Albert öffnete das Fenſter; er konnte dem Leidenden die Bitte nicht verſagen, obgleich er die Abendluft nicht für zuträglich hielt.

„Das iſt gut!“ hauchte der Kranke.

Und er that einige Züge, die ihn zu kräftigen ſchienen. Sein mattes Auge erhielt noch einmal ſtärkern Glanz und ſein Geſicht verklärte ſich.

„Recht ſo!“ ſagte er, als Albert wieder am Bette ſaß. „Sei aufmerkſam, damit ich leiſe ſprechen kann. Biſt Du bei meiner Schweſter geweſen?“

„Denke doch jetzt nicht an Frau Wiprecht!“

„Ich muß, ich muß!“

„Du bedarfſt der Ruhe.“

„Eben deshalb; ich werde ruhig ſein, wenn ich die Sache geordnet habe, die mir große Sorgen macht.“

„Ich begreife Dich nicht, Vater —“

„Das glaube ich wohl.“

Digitized by Google

„Dazu bleibt immer noch Zeit.“

„Quäle mich doch nicht, mein Sohn. Thue, was ich Dir ſage, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, und es wird gut für uns Beide ſein. Glaube nur, der liebe Gott hat mir die Zeit knapp zugemeſſen, ich fühle es und ein Anderer kann das nicht beurtheilen. Bleibe ich am Leben, deſto beſſer.“

„Nun, Vater, ich habe die Mittagsſtunde dazu benutzt, Deine Schweſter aufzuſuchen.“

Recht ſo. Haſt Du ſie getroffen?“

„Ja, Vater.“

Albert ſetzte das Geſpräch nicht fort; ein drückendes Gefühl ſchien ihn abzuhalten.

Der Kranke ſah ihn forſchend an.

„Erzähle nur!“ murmelte er.

„Du kennſt ja die ſtolze, hartherzige Frau, die ſich ſchon ſeit langer Zeit nicht um ihren einzigen Bruder bekümmert hat. Hätteſt Du es mir nicht ausdrücklich anbefohlen, ich wäre wahrlich nicht zu ihr gegangen. Wir brauchen ja auch keine Hülfe; ich bin geſund und kann arbeiten. Darum wird es Dir an Nichts fehlen.“

„Wie benahm ſich Meta?“

„Sie meinte, Du ſollteſt nur auf Gott vertrauen.“

„Ein guter Rath.“

„Aber ſie könne nicht zu Dir kommen.“

„Warum nicht?“

„Die Gründe wären Dir bekannt.“

„Haſt Du ihr geſagt, daß ich ſehr krank ſei?“

„Ja!“ antwortete Albert zögernd.

„Und doch will ſie nicht kommen, die fromme Frau!“

Digitized by Google

„Sie blieb kalt bei meinen inſtändigen Bitten.“

„Meta, Meta, was iſt aus Dir geworden!“ ſeufzte ſchmerzlich der Kranke.

„Um mich zu entfernen, reichte ſie mir einen Thaler.“

Vater Brand ſah mit großen Augen empor.

„Geld? Geld?“ fragte er erſtaunt.

„Ich legte den Thaler auf den Tiſch zurück und ging.“

„Brav, mein Sohn.“

Der Kranke lag lange ſtill.

Er ſchien zu überlegen; die Feſtſtellung eines Entſchluſſes ſchien ihm ſchwer zu werden.

Von Zeit zu Zeit murmelte er unverſtändliche Worte.

Albert wollte die Fortſetzung des Geſprächs vermeiden; er machte ſich in dem Stübchen zu ſchaffen und rief Elſe, die dem Kranken Medizin reichte.

Es war indeß dämmerig geworden. Die Vögel ſangen nicht mehr, ſie hatten ihre Neſter aufgeſucht.

Albert glaubte, der Vater ſchliefe; er neigte ſich leiſe über das Bett, um auf das Athmen zu lauſchen.

„Mein Sohn!“ ſagte leiſe der Kranke.

„Da bin ich, Vater.“

„Du wirſt doch wohl noch ein Mal zu meiner Schweſter gehen müſſen.“

„Gern, lieber Vater.“

„Aber jetzt nicht.“

„Wann?“

„Du biſt müde von der Arbeit, haſt den weiten Weg gemacht — Gott wird es ja wohl geben, daß ich noch eine

Nacht und einen Tag am Leben bleibe. Ich muß meine Schweſter ſprechen. Begräbt man mich, ohne daß ich —“

Der Huſten unterbrach den Leidenden.

Dann fuhr er mit Anſtrengung fort:

„Sind wir allein, Albert?“

„Ja, lieber Vater.“

„Du gehſt alſo zu Meta und ſagſt ihr, ich müſſe meinen letzten Willen dem Richter erklären, wenn ſie es verſchmähte, zu mir zu kommen. Wäre ich auch ihr Bruder, ſo könne ich doch nicht verhindern, daß gewiſſe Dinge aufgeſchrieben würden — ich habe auch Papiere, die ich ſorgfältig aufbewahre — ſage das der Meta. Sie könne dieſe Papiere von mir verlangen, ſo lange ich am Leben bin — habe ich den letzten Athem ausgehaucht, ſo verbleiben ſie meinen Erben.“

„Wo ſind denn die Papiere, Vater?“

„Ich ſage es Dir, wenn Meta nicht kommt. Das will ich noch thun, mehr nicht.“

„Es wäre doch gut, wenn Du mir jetzt andeuteteſt —“

„Nein; ich fühle ſchon, wann es Zeit iſt. Du ſchläfſt ja in meiner Nähe — wenn ich Dich nicht wecke, hat es Zeit bis morgen Früh. Ja, ſo will ich es machen — Meta bleibt ja immer meine Schweſter — ſie kommt wohl zur Erkenntniß an meinem Sterbebette — das wichtige Geheimniß will ich doch nicht mit mir in das Grab nehmen — — ich muß für meinen Albert ſorgen — ohne Geld iſt ein Zimmermeiſter Nichts — Albert wird ein großes Kapital erhalten, dann kann er große Bauten unternehmen und ſeine Kenntniſſe anwenden. In dem Jungen ſteckt was Großes

— ich bin nur ein Zimmergeſelle geblieben — meine Frau, ſie iſt lange todt — ich ſehe ſie bald wieder. —“

Die nun folgenden Worte konnte Albert nicht verſtehen. Als er ſich über das Bett neigte, war der Kranke eingeſchlafen.

Elſe trat wieder ein. Sie zog die Vorhänge des Bettes zuſammen, brachte Licht und lud den jungen Mann zum Eſſen ein.

„Nun wird Vater Brand wieder eine Stunde ſchlafen,“ meinte ſie. „Aber ich kenne das, Bruſtkrankheiten ſind tückiſch.“

„Elſe, der Vater ſprach vorhin von Papieren — ſo viel ich mich erinnere, gibt es keinen Ort in unſerem Hauſe, den der Vater zur Aufbewahrung von Geheimniſſen benützte. Vermuthen Sie —“

„Wenn es nicht der braune Schrank dort iſt, wüßte ich wahrlich nicht, wo der Vater Papiere aufbewahren ſollte.“

„Hat er Ihnen nie etwas davon geſagt?“

„Nie!“

„Das iſt ſeltſam.“

„Der gute Mann ſpricht im Fieber. Ich beſitze doch ſonſt ſein Vertrauen, und wenn wir allein waren, hat er mir ſo Manches mitgetheilt —“

„Auch über die Schweſter?“

„Das will ich meinen!“ ſagte ſtolz die Haushälterin.

„Nun?“

„Er will von ihr durchaus kein Almoſen und ſagt, er bemitleide ſie. Der liebe Gott habe die arme Frau mit Blindheit geſchlagen, dies ſei eine Strafe, die ſie verdiente.

Er wolle doch einen tüchtigen Zimmermeiſter aus Ihnen machen, wenn Sie jetzt auch als Geſelle arbeiten müßten, um ihn zu ernähren. Erſt geſtern und heute hat er von ſeinem Tode geſprochen. Der Papiere hat er mit keiner Silbe erwähnt. Uebrigens können wir einmal nachſehen.“

Das lag nicht in dem Plane Albert's.

Er ſchickte Elſe in das Dorf, daß ſie Einkäufe für den Sonntag mache, und dann unterſuchte er alle Kaſten und Winkel, von denen er glaubte, daß ſie Papiere bergen könnten. Nicht ein Blatt war zu finden.

Albert ſetzte ſich an das Fenſter und ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken.

„Ach,“ flüſterte er ſeufzend, „die Armuth iſt doch ein Hemmſchuh für alle Beſtrebungen! Die Leute ſagen, ich beſitze gediegene Kenntniſſe, verſtehe mehr als mancher unſerer reichen Meiſter — was nützt es mir?

„Ich muß des lieben Brodes wegen die gewöhnlichſten Arbeiten verrichten. Und Louiſe — daran darf ich jetzt nicht denken! — Wird das ſchöne und reiche Mädchen ſich mit einem ſchlichten Zimmergeſellen einlaſſen dürfen? Ja, wenn die Mutter nicht wäre!

„Ach, die Armuth, die Armuth!

„Hätte ich Geld, könnte als vornehmer Herr auftreten und große Geſellſchaften beſuchen, dann freilich würde man mich mit andern Augen anſehen — das Schurzleder verachten die reichen Leute.

„Ich will keine Betrachtungen anſtellen über das Elend, will vielmehr rüſtig fortarbeiten.

„Der liebe Gott mag meinen Vater noch lange leben laſſen, ich werde für ihn ſorgen, ohne zu murren.“

Er holte ein Reißbrett, Inſtrumente und Bücher, ſchob den Docht in der Zinnlampe höher und begann zu zeichnen. War ihm auch das Herz ſchwer, der Drang nach Ausbildung und ein rechter Mann zu werden, beſiegte die Traurigkeit.

Der Kenner, der die Arbeit des jungen Architekten geſehen, mußte ihm eine bedeutende Zukunft profezeien. So richtig, ſauber und ſchön zeichnete ein gewöhnlicher Zimmermann nicht. Die Erfindung, die ſich in dem Plane kundgab, war neu, originell und großartig.

Wir werden ſpäter erfahren, zu welchem Zwecke Albert gerade dieſe Arbeit begonnen hatte.

Der Kranke ſchlief eine Zeit lang ruhig fort.

Plötzlich begann er zu ſprechen.

Albert glaubte, die Worte galten ihm; er legte den Stift nieder und eilte an das Bett.

Vater Brand hielt die Augen geſchloſſen und ſtreckte die linke Hand aus, als wolle er einen Gegenſtand bezeichnen.

„Meta,“ murmelte er, „ich kann nicht ſterben — Du haſt mir das Kind gebracht — leugne es nicht — ſorge nun für Albert — Du biſt reich, haſt keine Erben — weigerſt Du Dich, ſo übergebe ich dem Richter meine Papiere — ich muß es! Wähne nicht, daß ich ſie verloren habe.“

Er ſchwieg.

„Was iſt das? — Was iſt das?“ fragte ſich Albert. „Meta hat mich dem Vater übergeben? O, Du lieber

Gott, wenn ich Auskunft über meine Geburt erlangen könnte! Man hält mich für ein Findelkind, und dieſer Umſtand erhöht das Traurige und Niederdrückende meiner Lage — Gewißheit muß ich erlangen, und ſollte ich Alles daran ſetzen. Ach, es iſt Louiſens wegen!“

Geſpannt beobachtete er den Kranken.

Vater Brand biß die ſchmalen, farbloſen Lippen zuſammen; er mochte Schmerzen empfinden. Dann drückte er die Hand auf die ſchwer athmende Bruſt.

Nun lag er lange ſtill; ſeine Augenlider zuckten ganz leiſe. Er ſchien Anſtrengungen zu machen, ſich dem Schlafe zu entwinden. Oder peinigte ihn eine ſchmerzliche Gemüthserregung?

„Meta,“ murmelte er, „reize mich nicht, Du haſt Dein Vermögen durch ein Verbrechen erworben — ich weiß es und kann es beweiſen! Wenn ich bisher geſchwiegen, ſo geſchah es, weil ich Dein Bruder bin. Du haſt mich ſchlecht behandelt — Albert, der brave Junge, hat mich gepflegt — durch ſaure Arbeit hat er verdient — er ſteht mir am nächſten auf dieſer Welt — und jetzt muß die Sache in Ordnung gebracht werden — wenn ich im Grabe liege, kann ich nicht mehr ſprechen. O, daß ich ſo lange gewartet habe! Meta, wir müſſen abrechnen!“

Und der Kranke hob zornig die Hände empor; aber ſchwer wie Blei ſanken ſie zurück.

Durch dieſe Bewegung erſchreckt, erwachte der Greis.

Ueberraſcht ſtarrte er den jungen Mann an.

„Du, Albert!“

„Ich bin es, Vater! Haſt Du gut geſchlafen?“

„Nein. Mich quälen schlechte Träume.“

„Wie fühlst Du Dich?“

„Recht matt! Muß ich nicht Medizin nehmen?“

Albert sah nach der Uhr.

„In einer halben Stunde, Vater. Wir müssen den Vorschriften des Arztes genau nachkommen. Nicht früher, nicht später darfst Du die Medizin nehmen.“

„Ich möchte gern noch einige Tage leben! Das wird der Doktor wohl bewerkstelligen können. Darum achte genau auf Alles, was er gesagt hat.“

„Vater, Du wirst noch lange leben, die Krankheit geht schon vorüber. Plage Dich nicht mit unnützen Sorgen, denn der Arzt hat Ruhe anbefohlen. Wenn Dich irgend etwas drückt, so theile es mir mit — stehe ich Dir nicht am nächsten von allen Menschen? Bin ich nicht Dein Sohn? Von mir darfst Du wohl erwarten, daß ich jeden Deiner Wünsche gewissenhaft erfülle.“

„Was meinst Du denn?“ fragte traurig der Kranke.

„Der gütige Gott wird Dich noch nicht sterben lassen.“

„Wer kann das wissen, mein Sohn!“

„Wie es auch kommen möge, Vater, verschweige mir Nichts.“

„Man muß immer das Schlimmste fürchten, dann steht man sich gut.“

Albert unterdrückte seine Thränen.

„Vater,“ flüsterte er an seiner Wange, „Du hast Dich meiner so liebreich angenommen, hast mir eine Bildung geben lassen, um die mich meine Kameraden beneiden — dafür danke ich Dir, so lange ein Athemzug über meine Lippen

geht. Willſt Du nun, daß ich mit ruhigen Blicken in die Zukunft ſehe, ſo theile mir mit, was Du von meiner Geburt weißt. Ich vermiſſe die Eltern nicht, Du haſt ſie mir ja erſetzt, aber Vater, man fragt doch darnach, wenn ich als ſelbſtſtändiger Mann in das Leben trete. Man hat mich oft „das Findelkind“ genannt — früher war es mir gleichgültig, wofür mich die Leute hielten — jetzt iſt es anders.“

„Du biſt kein Findelkind, Albert!“

„Wer ſind meine Eltern?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie bin ich in Dein Haus gekommen?“

Der Greis ward wieder unruhig; er faßte zornig mit den Händen die Decke.

„Warte nur noch!“ rief er mit Anſtrengung.

„Warten, warten — warum denn? Du wollteſt ja das Schlimmſte fürchten.“

„Ich ſorge für Dich, ehe ich ſterbe.“

„Du kannſt mir doch ſagen, ws die Papiere ſind.“

Vater Brand fuhr auf.

„Was für Papiere?“

„Vielleicht meinen Taufſchein oder ſonſt ein Dokument.“

„Ich beſitze Nichts dergleichen.“

„Beſinne Dich nur, Vater!“ bat der junge Mann.

„Willſt Du meinen ehrlichen Namen nicht tragen? Schämſt Du Dich des alten Zimmergeſellen, der Dich erzogen hat?“

„Um Gotteswillen, Vater, wie kommſt Du auf ſolche Gedanken! Wenn ich mir wünſche, eine recht ehrenvolle Stellung in der Welt einzunehmen, ſo wünſche ich es haupt-

sächlich Deinetwegen. Du sollst Freude an mir erleben — das ist ja das Geringste, wodurch ich meine Dankbarkeit an den Tag legen kann. Unter dem Namen „Brand“ bin ich aufgewachsen, ich werde ihn tragen, so lange mir Gott das Leben schenkt. Aber denke Dir, wenn Leute kämen und sagten, sie hätten ein Recht an mich, ich wäre ihr Sohn — oder es träte der Fall ein, daß ich meine Abstammung nachweisen müßte — was sollte ich antworten, was sollte ich thun?“

Der Kranke wiegte nachdenklich das matte Haupt.

„Der Fall könnte wohl eintreten, ich habe daran gedacht!“ flüsterte er. „Aber ich kenne Deine Eltern nicht. Laß nur, laß nur — Du sollst zufrieden gestellt werden — Ich habe vielleicht zu lange gewartet — wie spät ist es an der Zeit?“

„Neun Uhr Abends.“

„Du gehst morgen Früh noch einmal zu meiner Schwester — sie wird wohl kommen — ich habe Dir ja wohl schon gesagt, was Du ihr mittheilen sollst. Und dann wird Alles gut.“

In diesem Augenblicke traten Else und der Arzt ein.

Der letztere war ein kräftiger Mann von vierzig Jahren; ruhig und ernst trat er zu dem Kranken, nachdem er den Sohn gegrüßt hatte.

„So spät noch, Herr Doktor?“ fragte Vater Brand. „Ich muß wohl recht krank sein,“ fügte er traurig hinzu.

„Mein Weg führt mich an Ihrem Hause vorüber; ich benutze stets solche Gelegenheiten, um die Patienten zu sehen,

die ſich mir anvertraut haben. Ich erachte es zugleich für eine Pflicht, die ich nie verſäume."

Vater Brand ſchien beruhigt zu ſein; er antwortete beſtimmt auf alle Fragen, die der Arzt an ihn richtete.

Das Examen war vorüber.

„Herr Doktor," ſagte der Kranke, „wie lange werde ich wohl noch leben können?"

„Eine ſonderbare Frage!" antwortete lächelnd der Arzt. „Der gelehrteſte Profeſſor iſt nicht allwiſſend. Gott hilft oft in den ſchwierigſten Fällen — wir haben Krankheiten für leicht gehalten, die raſch tödtlich geworden ſind; wiederum ſind Patienten, die wir dem Tode verfallen wähnten, zu unſerm großen Erſtaunen kerngeſund geworden. Fahren Sie fort mit der Medizin — morgen Früh ſehen Sie mich wieder."

Und der Arzt ging, nachdem er dem Kranken theilnehmend die Hand gedrückt hatte.

„Das war auch eine Antwort!" ſagte Vater Brand zu Elſe, die ſtill neben dem Bette ſaß. „Nun weiß ich nicht mehr als zuvor. Ausreden, Nichts als Ausreden. Werde mich auf mich ſelbſt verlaſſen müſſen, und das will ich auch!"

Albert ſtand mit dem Arzte vor der Hausthür.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Doktor, ich bitte Sie darum! Es wäre für mich ein Unglück, wenn der Vater plötzlich aus der Welt ſchiede — es ſind noch wichtige Dinge zu ordnen."

„Mein lieber Freund, ich fürchte, daß eine Lungenläh-

mung eintritt. Es iſt dies gewöhnlich der Verlauf derartiger Verletzungen, wie ſie Ihr Vater erlitten hat.“

„Kann es noch lange dauern?“

„Ich möchte Ihnen rathen, den nächſten Tag zu benützen — ſtirbt der Kranke auch nicht ſo ſchnell, ſo wird er doch der Sprache und der Beſinnung beraubt. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht, kann ich Ihnen eine tröſtlichere Anſicht nicht ausſprechen. Was menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft vermögen, iſt geſchehen. Ich wundere mich, daß Ihr Vater heute noch lebt.“

Nach dieſen Worten ſchied der Arzt.

„Alſo morgen, morgen noch!“ dachte Albert. „Ich werde den Rath befolgen, wie es auch kommen möge. Den kranken Vater will ich weiter nicht beunruhigen.“

Er machte einen Gang durch den Garten, um ſich abzukühlen. Der Vollmond, der indeß aufgegangen, goß ein mildes Licht auf die Landſchaft. Die Blumen des Gartens dufteten in der Nachtfriſche. Dem armen Albert war das Herz zu ſchwer, als daß er der Schönheiten des Sommerabends froh werden konnte. Träumend ſchlich er zwiſchen den Beeten hin, bis er die Laube unter dem Birnbaume erreichte. Hier ließ er ſich ſtill auf der Bank nieder.

„Louiſe! Louiſe!“ flüſterte er ganz leiſe. „Die Entſcheidung meines Schickſals ſteht bevor — doch ich hoffe auf Dich, denn Du biſt frei von den Vorurtheilen, die reiche und vornehme Leute ſo gern nähren. Iſt es meine Schuld, daß ich ein Findelkind bin? Beſſer wäre es doch, Vater Brand theilte mir ſein Geheimniß mit — und er bewahrt ein Geheimniß — er kann es wohl nicht ausſprechen aus Rückſicht

für mich — und darum muß es ein trauriges ſein. Wäre es erfreulich, ich wüßte es längſt, denn der gute Alte hängt mit ganzer Seele an mir. Ich ſoll ſeiner Schweſter drohen, damit ſie zu ihm komme — was kann er von ihr wollen? Welche Papiere meint er? Nie iſt die Rede davon geweſen, nie hat er auch nur eine Andeutung gegeben. Wenn er in Fieberphantaſieen geſprochen hätte, wenn der Plan, den er hegt, ein Gebilde ſeiner krankhaften Einbildung wäre — was es auch ſei, ich gehe zu Frau Wiprecht; mich kann ein Vorwurf nicht treffen, da ich den Willen eines ſterbenden Mannes erfülle."

Er kreuzte die Arme und ſtarrte ſinnend zu Boden.

Da regte ſich ein Geräuſch außerhalb der Laube. Es glich den Schritten eines raſch Vorübergehenden.

„Was war das?" fragte ſich Albert überraſcht. „So ſpät betritt Niemand unſern Garten, der ſchon bei dem Eintritte der Dämmerung verſchloſſen wird."

Furcht kannte er nicht; aber Vorſicht konnte er anwenden. Leiſe trat er in die Oeffnung der Laube. Vor ihm lag der mit Weinlaub bedeckte Giebel des Hauſes. Bei dem Scheine des Lichtes, das aus dem Fenſter drang, ſah er die ſchwarze Geſtalt eines Mannes, der durch die Glasſcheiben lauſchte; er bewegte den Kopf, als ob er das, was er in dem Stübchen ſuchte, nicht finden konnte.

Albert beobachtete die ungewöhnliche Erſcheinung. Der Fremde war kein Bauer, er mußte, nach der Kleidung zu urtheilen, ein Mann aus der Stadt ſein. Wie war er in den Garten gekommen? In welcher Abſicht lauſchte er an dem Fenſter des Krankenſtübchens? Die Antwort auf dieſe

Fragen war für Albert, der Frau Wiprecht im hohen Grade mißtraute, von Wichtigkeit. Aber mehr noch: konnte der Fremde nicht mit dem Geheimnisse in Verbindung zu bringen sein, das der Kranke so sorgfältig bewahrte?

Albert trat aus dem Dunkel der Laube in den Weg, so daß seine Gestalt vom hellen Mondenlichte getroffen wurde. Das wollte er.

Jetzt wandte sich der Fremde.

Er bemerkte den jungen Zimmermann. Rasch trat er von dem Fenster zurück.

„He, Freund, ich suche den Arzt des Dorfes."

„Hier bei uns?"

„Man sagte mir, er sei bei dem Zimmermann Brand zu finden, der sehr krank liege."

„Mein Vater, der kranke Zimmermann Brand, wohnt hier, und der Doktor ist vor einer halben Stunde bei ihm gewesen. Aus welchem Grunde schleichen Sie über die Beete und gehen zu dem Fenster, statt zu der Thür?"

Albert hatte bemerkt, daß der Fremde ein elegant gekleideter junger Mann mit einem interessanten Gesichte war.

Das schwarze Schnurbärtchen und der Henri-quatre standen ihm vortrefflich. Seine Sprache, korrekt und sicher, verrieth eine gute Bildung.

„Ich schleiche nicht zu dem Fenster!" verbesserte er. „Hätte ich Sie angetroffen, so würde ich sofort die Frage an Sie gerichtet haben. Sie sind also der Sohn des kranken Zimmermanns?"

„Dem daran liegt, jedes Geräusch aus der Nähe des Krankenstübchens zu entfernen."

„Ich finde das natürlich!“

Beide gingen nach dem Zaune zurück.

Albert befand sich in großer Aufregung.

„Sie suchen den Arzt für einen Kranken?“

„Natürlich.“

„Der kürzeste Weg zu dem Doktor ist der durch das Dorf.“

„Gut, ich werde ihn einschlagen.“

Der Fremde beobachtete Albert mit scharfen Blicken.

„Ist Hoffnung für Ihren Vater vorhanden?“ fragte er.

„Der Arzt hat sich nicht ausgesprochen. Mein Herr, gestehen sie es nur —“

„Was?“

„Der Doktor, den Sie suchen, ist ein Vorwand.“

„Halten Sie mich für einen Dieb?“

„Wenn auch das nicht, doch für einen Spion. Das Häuschen des armen Handwerkers birgt keine Geheimnisse für Leute aus der Stadt. Wer mit dem kranken Vater sprechen will, muß sich an den Sohn wenden.“

„Sie sprechen in Räthseln!“ rief der Fremde lachend.

„Für den, der mich nicht verstehen will. Stören Sie die Ruhe des Kranken nicht — dicht an dem Kirchhofe wohnt der Arzt, den Sie nun zu Hause antreffen. Gehen Sie über den Hof — der Weg durch den Zaun ist zu schwierig.“

Albert sah dem Fremden noch einmal scharf in das Gesicht. Die Züge desselben kamen ihm bekannt vor; aber er erinnerte sich nicht, wo er sie gesehen hatte. Schweigend

öffnete er das Gitter und wartete, bis der Fremde hinausgetreten.

„Gute Nacht! Ich bedauere, daß ich Ihre Ruhe gestört habe. Gute Nacht!“

Rasch ging er über den Hof und verschwand zwischen den Bäumen.

„Ein Bote der Frau Wiprecht!“ dachte Albert. „Sie hofft auf den Tod des armen Bruders, denn mit ihm begräbt man ein Geheimniß, das für die böse Frau ohne Zweifel von großer Wichtigkeit ist. Mein Plan steht fest: morgen Früh wandere ich zur Stadt.“

Er ging in das Haus, verschloß die Thür und kehrte an das Krankenbett zurück. Vater Brand wachte noch. Er empfing aus der Hand des Sohnes die Medizin, verrichtete still sein Nachtgebet und schloß dann die Augen. Else ging zu Bett. Albert zeichnete noch eine Stunde, und als er fand, daß der Kranke ruhig fortschlief, suchte er sein Bett auf, das durch das Fenster von dem des Vaters geschieden ward. Bald herrschte tiefe Stille in dem Häuschen der Handwerker; Stille, ja — aber nicht Frieden. Den kranken Vater quälten Fieberträume, den Sohn ängstigte die Sorge um die Zukunft, um das Leben seines Wohlthäters.

Als der Morgen graute, verließ Albert das Bett.

„Guten Morgen, Vater!“ rief er, als er sah, daß der Kranke die Augen geöffnet hatte.

Und freudig küßte er ihm die bleiche Stirne.

„Gehe nach der Stadt!“ sagte der Greis mit einem Anfluge von Aengstlichkeit. „Ich will, daß Du den Weg nicht aufschiebst. Meine Schwester muß heute kommen —

drohe ihr, Albert, drohe ihr. Sie mag Dich begleiten. Weigert ſie ſich, ſo trägt ſie ſelbſt die Schuld.“

„Woran, Vater?“

„Daß ich ſie anklagen muß.“

„Weſſen?“

„Wir ſprechen darüber, wenn Du ohne Meta zurückkehrſt. Nun reiche mir die Medizin, denn ich muß heute noch leben. So — ſchiebe mir das Kiſſen unter den Rücken, ich will aufrecht ſitzen, will die Sonne aufgehen ſehen, die liebe Sonne, die mir ſo oft zu meinem Tagewerke geleuchtet hat. Wer kann denn wiſſen, ob ich ſie heute nicht zum letzten Male ſehe.“

„Vater, Du quälſt Dich ſchon wieder mit ſolchen Gedanken ab.“

Der Greis ſchüttelte das Haupt.

„Du meinſt es gut, mein Sohn, ich weiß es. Aber ſieh', es iſt doch beſſer, wenn ich nicht ſo lange mehr krank liege.“

„Der Arzt meint, Du wirſt geneſen!“

„Der Arzt, der Arzt iſt ein Menſch wie jeder Andere und Gottes Wege ſind unerforſchlich. Während Du für mich ſorgſt und mit dem Beile arbeiteſt, kannſt Du nicht zeichnen und ſtudieren — das iſt ſehr einfach. Du wärſt wohl ſchon viel weiter, wenn ich nicht ein volles Jahr darnieder gelegen hätte. Bin ich todt, ſo erbſt Du mein Häuschen — das habe ich dem Ortsrichter ſchon ſchriftlich übergeben — und Du biſt frei, brauchſt nicht auf den Zimmerplatz zu gehen. Die Hauptſache aber iſt, daß meine Schweſter —“

Ein ſtarker Huſtenanfall, der ſtets nach längerem Spre-

chen zu folgen pflegte, unterbrach den Greis, der krampfhaft beide Hände auf die Bruſt drückte. Als wieder Ruhe eingetreten, lag er erſchöpft in dem Kiſſen. Die aufgehende Sonne die ihre Strahlen durch das Fenſter ſandte, beſchien freundlich das Haupt des kranken Arbeiters.

Albert hatte ſich abgewendet, um die gewaltſam ausbrechenden Thränen zu trocknen.

„Ich muß fort! Ich muß fort!“ dachte er. „Und unverrichteter Sache werde ich auch nicht zurückkehren.“

Elſe kam bald mit dem Frühſtücke. Der Kranke trank warme Milch, bemühte ſich zu lächeln und lauſchte auf den Morgengeſang der Vögel, die ſich luſtig in den Zweigen des Birnbaumes tummelten. Ein Sommer-Sonntagsmorgen lag auf der feiernden Erde mit all ſeiner Pracht und Herrlichkeit. Eine Stunde ſpäter erſchien Albert, ſonntäglich gekleidet. Wer ihn nicht kannte, würde ihn wahrlich nicht für einen Zimmergeſellen gehalten haben.

Der Alte betrachtete ihn mit wehmüthiger Freude. Dann reichte er ihm die Hand und ſagte: „Mache Deine Sache gut, mein Sohn!“

Albert nahm Abſchied und ging. Das Herz war ihm ſo ſchwer, als ob er für immer von ſeinem geliebten Wohlthäter geſchieden ſei.

Zweites Capitel.

Schwester Meta.

Nach einer halben Stunde erreichte Albert die Gärten der Stadt. Luſtige Leute kamen ihm entgegen, die den Tag voll Sonnenſchein und Herrlichkeit auf dem Lande verleben wollten. Es waren meiſt Handwerker, Fabriksarbeiter und ſolche Bewohner der Stadt, die in der Woche an ihr Tagewerk gebunden waren. Die reichen Leute genießen ja immer, ſie haben eigentlich keinen beſonderen Feſttag, ſie feiern jeden Tag. Albert beneidete die Sorgloſen, die mit heiteren Geſichtern an ihm vorüberzogen. Das blühende Land winkte, die heitere warme Luft — konnte es für den Armen, der täglich eilf Stunden in geſchloſſenen Räumen arbeitet, eine verlockendere Ausſicht geben? Albert dachte mit bekümmertem Herzen an den kranken Vater und an das Ziel ſeines Ganges. Es war noch früh, die Morgenfriſche kämpfte noch mit der Wärme der Sonne und Thautropfen glänzten an den Blättern.

Darum zeigten ſich nur wenig Spaziergänger in der von hohen Hecken gebildete Gaſſe, die Albert eingeſchlagen hatte, um auf dem kürzeſten Wege das Haus der Frau Wiprecht zu erreichen. Er wußte hier genau Beſcheid, denn in der Nähe befand ſich der Zimmerplatz ſeines Meiſters. Indem er aus einer Biegung trat, ſah er eine junge Dame, die ſich bemühte, das Schloß einer Gitterthür zu öffnen. Der verroſtete Riegel wollte nicht weichen. Als Albert aukam, wandte ſich die junge Dame, die eine elegante Sommertoilette gemacht hatte. Beſtürzt zog er den Hut. Sein Geſicht ward dunkelroth.

„Sie bringt ein glücklicher Zufall durch die Gaſſe, Herr Brand!“ rief ſie, nicht frei von Verwirrung, nachdem ſie freundlich auf den Gruß gedankt hatte.

„Kann ich Fräulein Gerold einen Dienſt leiſten?“

„Das Schloß iſt widerſpenſtig.“

„Ich werde es zum Gehorſam zwingen.“

Die kräftige Hand des Arbeiters öffnete mit einem feſten Griffe die Thür.

Fräulein Gerold dankte durch die reizendſte Verneigung.

„Sie wollen ſchon ſo Früh zur Stadt?“ fragte ſie.

„Mein guter Vater liegt ſchwer krank.“

„Immer noch?“

„Leider, der Arzt hegt ernſte Beſorgniſſe.“

„Mein Gott!“

Beide ſahen ſich an; aber Beide ſenkten auch erröthend die Blicke.

Louiſe Gerold, die Tochter des reichen Zimmermeiſters, trat nicht in den Garten; ſie blieb und ſpielte verwirrt mit ihrem grünſeidenen Sonnenſchirme, den ſie in der zarten Hand hielt. Ein feiner Strohhut, geſchmückt mit Kornblumen und Aehren, beſchattete das wunderliebliche Geſicht des neunzehnjährigen Mädchens. Die elegante Geſtalt ward von einem weißen Kleide eingehüllt. Eine einfache Mantille von ſchwarzer Seide lag nachläſſig auf den Alabaſterſchultern.

„Verzagen Sie nicht, Albert!“ begann ſie nach einigen Augenblicken. „Die Tage der Trübſale werden vorübergehen — mit ſolchen Mitteln ausgerüſtet, werden Sie Ihren Weg durch das Leben ſchon machen.“

„An Thätigkeit und Ausdauer ſoll es wahrlich nicht fehlen.“

„Mein Vater hat auch klein begonnen; er iſt als einfacher Zimmergeſelle in dieſe Stadt gekommen.“

„Fräulein Louiſe, Sie meinen es ſo gut mit mir —“

„Weil ich Sie achte und ſchätze, weil ich mich ſtets freue, wenn ich Ihr Lob höre.“

Albert hatte unwillkürlich den Hut wieder abgenommen. Sein ſchöner Kopf mit dem dunkeln krauſen Haare war nun ganz ſichtbar geworden. Eine hohe Freude ſtrahlte aus ſeinen regelmäßigen, friſchen Zügen. Und wie glänzte ſein blaues Auge unter den ſchön geſchweiften Brauen.

„Fräulein! Fräulein!“ ſtammelte er.

„Nennen Sie mich doch nicht Fräulein, ich bin die ſchlichte Tochter ſchlichter Eltern. Mein Vater hat vor Jahren mit dem Ihrigen auf einem Zimmerplatze gearbeitet — wir Beide haben uns ſchon gekannt, als wir noch Kinder

waren — damals wohnte mein Vater auch noch nicht in einem schönen Hause — Albert, die Veränderung der äußeren Verhältnisse hat auf meine Gesinnung keinen Einfluß ausgeübt. Ich spreche es offen aus: mein Vater hat nicht recht gethan, daß er seinen ehemaligen Kameraden vergessen — er hätte sich um den kranken Arbeiter kümmern müssen. Ja, das war nicht seine Pflicht als Meister, sondern auch als Mensch! Albert, uns hat heute, am lieben Sonntagmorgen, nicht der Zufall hier einander entgegengeführt — freuen Sie sich dessen?" fragte sie, verlegen die Blicke senkend.

„Ach, ich weiß nicht, wie ich meine Freude ausdrücken soll!"

„Glauben Sie, daß ich ein aufrichtiges Mädchen bin?"

„So fest, als ich an einen gerechten Gott glaube!"

„Dann sagen Sie mir offen, wie ich Ihnen nützlich sein kann. Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie der fleißigste Arbeiter auf dem Zimmerplatze meines Vaters sind, und weiß auch, daß Sie zu besseren Arbeiten befähigt sind — aber da Sie für den Haushalt sorgen müssen, traten Sie in die Reihe der gewöhnlichen Gesellen — o, ich weiß Alles! Die beste Zeit vergeht und ich möchte gerne, daß Sie so rasch als möglich ihr Examen machten, Meister würden und Architekt — Sie können sich ja nicht vorbereiten — sehen Sie, Albert, das macht mir Sorgen und es beschleicht mich oft eine Traurigkeit, daß ich über Ihr Schicksal weinen möchte. Da ich nun Ihre Freundin bin, Ihre aufrichtige Freundin, so habe ich das Recht, volles Vertrauen von Ihnen zu fordern. Aber ich begreife schon, Sie räumen mir dieses Recht

nicht ein — ſonſt hätten Sie ſchon früher offen mit mir geſprochen. Thun Sie es jetzt — ich wage nicht, Ihnen Vorſchläge zu machen.“

Sie reichte ihm die kleine, mit einem weißen Handſchuh bekleidete Hand. Er drückte einen Kuß auf das zarte Gelenk dieſer Hand.

„Louiſe,“ ſagte er mit bebender Stimme, „Sie fordern Offenheit, und ich will ſie heute, am Sonntagmorgen beweiſen. Tag und Nacht denke ich an Sie — wenn ich wünſche, ein tüchtiger Mann zu werden, der eine geachtete Stellung in der Welt einnimmt, ſo wünſche ich es vorzüglich Ihretwegen. Ich möchte mich emporſchwingen, um Ihnen näher zu ſtehen — der Zimmergeſelle kann Ihnen doch nicht ſagen —“

Er ſtockte. Das Blut trat in ſeine Wangen. Er fühlte, daß er ſich hatte zu weit hinreißen laſſen. Die Worte fehlten ihm, um den Gedanken auszudrücken, den er mittheilen wollte. Die reizende Louiſe, das reiche Mädchen, ſtand ihm wirklich noch zu hoch, um ihr jetzt ſchon ſeine Liebe zu bekennen.

„Er kann, er wird es ſagen!“ flüſterte ſie dringend.

„Louiſe!“

„Was hält ihn ab?“

„Ich bin arm, bin ein vermeſſener Menſch!“

„Nein, ein ſtolzer Menſch ſind Sie!“ rief Louiſe unwillig. „Ich komme Ihnen entgegen, biete Ihnen die Hand — da bringen Sie mich in eine Lage, die — Albert, Sie wollen mich nicht verſtehen! Vielleicht verachten Sie mich, daß ich Ihnen ſo unumwunden mein Herz entdeckt habe —“

„Louiſe!“ rief er, übermannt von ſeinem Gefühle, „Louiſe, ich denke Tag und Nacht an Sie, weil ich Sie liebe! Der Arbeiter wagt es, ſeine Blicke zu Ihnen zu erheben!“

„Endlich! Endlich!“ flüſterte ſie, erglühend vor Entzücken. „Nun weiß ich doch, woran ich bin!“

„Sie haben mich gezwungen —“

„Wozu mein lieber Freund?“

„Wenn Die über mich lächeln, mich bemitleiden oder wohl gar einen verwegenen Mann nennen —“

Thränen ſtanden in ihren ſchönen, geiſtvollen Augen, als ſie mit zuckenden Lippen antwortete: „Ihr Bekenntniß hat mich recht glücklich gemacht, Albert! Ich bin nicht mehr Ihre Freundin — lieben Sie mich nur!“

Albert hätte vor der Herrlichkeit niederknieen mögen.

„Dort kommen Leute!“ flüſterte ſie. „Wir trennen uns jetzt, um uns recht bald wiederzuſehen. Dieſen Garten hat der Vater gekauft, er iſt nun unſer Eigenthum — ich werde Morgens und Abends in dem Luſthäuschen ſein. — Sehen Sie die hohle Weide in dem Zaune?“

„Ja!“

„Vertrauen Sie ihr die Briefchen an, die Sie mir ſchreiben werden; Sie werden die meinigen dort vorfinden. Adieu, mein lieber Albert!“

Sie ſchlüpfte in den Garten und ſchloß die Thür. Es war hohe Zeit, denn in der Biegung der Gaſſe erſchienen Spaziergänger, Herren und Damen, die ein munteres Geſpräch unterhielten. Albert warf einen Blick auf die Weide, die einige Schritte von der Gartenthür in dem Zaune ſtand, und

ſetzte nun, berauſcht von Glück, ſeinen Weg fort. Er hatte ja die köſtliche Gewißheit, daß Louiſe ihn liebte. Wäre nur Vater Brand nicht ſchwer krank geweſen, es hätte keinen glücklichern Menſchen auf der Erde gegeben als Albert. Die Trauer um den geliebten Alten, der ihn zu dem erzogen, was er war, dämpfte die Freude, die die Liebe bereitete. Aber ſie erhob ihn auch und erfüllte ihn mit dem Selbſtvertrauen, das dem ſtrebſamen Manne nicht fehlen darf. Er faßte den Entſchluß, mit Entſchiedenheit aufzutreten.

Die Glocken riefen zur Kirche, als Albert die Stadt betrat. Er eilte durch einige Straßen und ſtand bald vor einem kleinen, aber überaus freundlichen Hauſe, das an einem freien Platze lag. Er beſtand aus einem Erdgeſchoße und einem Stockwerke. Saubere, weiße Gardinen ſchmückten die Fenſter. Auf den Brüſtungen ſtanden Blumen in zierlichen Töpfen. Alles verrieth bürgerliche Wohlhabenheit, Bequemlichkeit und Geſchmack.

Hier wohnte Frau Meta Wiprecht, die einzige Schweſter des todtkranken Zimmermannes. Es deutete dies ein Meſſingſchild an, das neben dem Klingelzuge glänzte, den Albert mit der Sicherheit des Mannes ergriff, der in Geſchäften kommt. Geſtern war er verzagt geweſen, heute trat er mit ruhigem Ernſte auf.

Eine alte Magd öffnete, eine Bäuerin.

„Ah, Sie kommen ſchon wieder, Herr Brand!“ flüſterte mürriſch das Weib.

„Ja, ich bin es, der Zimmergeſelle, der Frau Wiprecht ſprechen muß.“

„Muß, muß, und ſchon ſo früh?“

„Ich hoffe, die Baſe liegt nicht mehr im Bette.“

„Sie iſt ſogar ſchon angezogen und will zur Kirche gehen. Kommen Sie nach zwei Stunden wieder.“

„Frau Wiprecht wird ihren Entſchluß ändern, wenn ſie mich gehört hat.“

„Wiſſen Sie das genau?“

Die Magd, die ſchielte, ſah mit ihren grasgrünen Augen den jungen Mann verwundert an. Wer ſie zum erſten Male erblickte, ſchauderte zurück vor der unbeſchreiblichen Häßlichkeit. Der große Mund war ſchief geformt, die Naſe breit und eckig, an dem fleiſchigen Kinne zeigten ſich blonde Härchen, und an der kugelrunden Stirn, die von dünnen Fuchshaaren umgeben, prangte eine dunkelbraune Warze von der Größe einer Haſelnuß. Die Wangen, dick und voll, hingen ſchlaff herab. Und dieſes ſchöne Geſicht war zum Ueberfluſſe noch mit unzähligen Sommerſproſſen beſäet. Den Kopf hüllte ein ſchwarzſeidenes Tuch ein, deſſen Zipfel ſich über der Stirn zu einer langen Schleife formten. Grete, ſo hieß das Weib, trug ein graues Mieder ohne Aermel, ſo daß man das kurze Hemd und die gebräunten hageren Arme ſehen konnte. Ein röthlich geſtreifter Friesrock, blaue Strümpfe und Pantoffeln vollendeten die Toilette dieſer Grazie. Wer ſie nur hörte und nicht ſah, glaubte, daß ein Mann ſpräche. Ihre Stimme war tief und rauh. Der Kropf, der ſich an den beiden Seiten ihres runzlichten Halſes zeigte, ward zur Hälfte von einem weißen Tuche bedeckt. Die Kleidung überhaupt war ſauber und derb.

„Ich weiß es genau,“ antwortete Albert; „darum mag Frau Grete mich anmelden und der Frau Baſe ſagen, daß

ich ihr eine wichtige Nachricht von dem todtkranken Bruder brächte.“

„Meinetwegen; aber es wird nichts helfen. Frau Wiprecht läßt sich von dem Kirchgange nicht abhalten.“

Albert ſchloß ruhig die Hausthür hinter ſich.

Auf der Treppe, die zu dem erſten Stocke führte, hörte man Schritte.

Zwei Frauen kamen herab; ſie waren ſonntäglich geſchmückt und trugen Geſangbücher mit Goldſchnitt in den Händen. Die ältere, Frau Wiprecht, zählte nach Angabe ihres Bruders zwar nur erſt ſechzig Jahre, ſie ſchien aber um zehn Jahre älter zu ſein. Klein, dick und rund, bewegte ſie ſich wie eine Ente über die Quaderſteine der Hausflur. Auf ihrem ſtark ergrauten Haupte prangte ein Damenhut nach der neueſten Façon. Auch ein grüner Schleier hing über den Rücken herab. Ein Oberrock von ſchwarzem Atlas hüllte die kleine dicke Frau ein. Auf dem Buſen trug ſie eine große Goldbroſche.

Die zweite Frau, klein und hager, war in ſchwarze Seide gekleidet. Die Form ihres grauen Hutes war längſt veraltet; aber man ſah, daß er ſorgfältig behandelt worden. Ein ſchwarz und weiß karrirtes Umſchlagetuch hüllte die ganze Geſtalt ein.

In dieſer Dame, die vierzig Jahre zählen mochte, erkannte Albert die Mutter ſeiner Louiſe. Nur mit Anſtrengung verbarg er die Befangenheit, die ſich ſeiner bemächtigt.

„Was wünſchen Sie?“ fragte Frau Wiprecht ſtolz und vornehm.

„Ich komme im Auftrage meines ſchwer kranken Vaters.“

„Schon wieder?“

Frau Gerold ſah den jungen Mann mit ſtechenden Blicken an.

„Wir ſind auf dem Wege zur Kirche,“ ſagte ſie devot. „Dem Heiligen muß das Profane nachſtehen. — Ich dächte, Sie ſtörten die fromme Sammlung der Mama nicht —“

„Den Wunſch eines Sterbenden zu erfüllen, iſt wahrlich ein nicht minder gottgefälliges Werk als der Gang zur Kirche.“

„Kommen Sie doch, Mama!“ rief Frau Gerold. „Es läutet ſchon zum zweiten Male, wir werden den Anfang des Gottesdienſtes verſäumen. Und das iſt eine Sünde, die Gott nie verzeiht. Sie können ja ſpäter Gelegenheit nehmen, dem Kranken eine Unterſtützung zu ſenden. Fehlt es Ihnen an Münze, ſo ſtelle ich Ihnen meine Börſe zur Verfügung.“

Wäre die Frau, die ſo geſprochen, nicht Louiſens Mutter geweſens, Albert würde ſie gebührend abgefertigt haben.

„Verzeihung, Frau Gerold,“ entgegnete er beſcheiden, „ich muß darauf beharren, Frau Wiprecht ſogleich allein zu ſprechen. Es handelt ſich um eine ſehr wichtige Mittheilung. Wollte ich ſie aufſchieben, ich würde der Schweſter meines geliebten Pflegevaters eine große Verlegenheit bereiten. Das kann ich nicht.“

„Eine Verlegenheit?“ fragte die Alte pathetiſch. „Ich wüßte doch nicht — wie lange iſt es her, daß ich mit meinem Bruder nicht in Berührung gekommen —“

„Der arme Mann droht!“ ſagte Frau Gerold, mitleidig lächelnd. „Das iſt ſo die Art aufdringlicher Leute, wenn ſie kein wirkſames Mittel mehr kennen. Mama, Sie ärgern

ſich ſchon wieder — ich ſehe es Ihnen an — Sie zittern und werden bleich. Faſſen Sie ſich, denken Sie an Ihre koſtbare Geſundheit und haben Sie Nachſicht mit den ſündigen Nebenmenſchen. Man mißbraucht Ihre bekannte Herzensgüte — Kommen Sie doch, das Wort Gottes wird Sie ſtärken —“

„Es iſt wahr,“ flüſterte die Mama. „Ich fühle mich ſehr angegriffen, und daß gerade Andreas mir droht — er weiß, daß ich nervenſchwach bin. Cöleſtine, geliebte Freundin, wir dürfen wohl die Abſicht nicht aufgeben, Gottes Wort zu hören. Noch nie habe ich das Bedürfniß darnach dringender gefühlt, als gerade heute.“

„Wir werden für den Kranken beten!“ meinte Cöleſtine. „Ein Gebet in der Kirche iſt dem lieben Gott angenehmer als zu Hauſe.“

„Gehen wir denn! Grete, öffne doch die Thür. Ja, Herr Albert, ſagen Sie Ihrem Pflegevater, das ich für ihn beten wolle. Brauchen Sie eine Kleinigkeit an Geld, ſo mögen Sie es ſich nach der Kirche abholen.“

Grete ſtreckte die Hand nach der Thür aus.

„Warten Sie noch!“ rief der junge Mann. „Gönnen Sie mir zwei Minuten Gehör, und finden Sie, daß die Nachrichten, die ich bringe, der Beachtung unwerth ſind, ſo mögen Sie nach Belieben handeln. Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich in Sie dringe — und Sie ſelbſt, Frau Wiprecht, werden es mir danken.“

Die Alte wandte ſich an Frau Gerold mit den Worten: „Was meinſt Du, liebe Cöleſtine?“

Cöleſtine zuckte die Achſeln.

„Ich bin ſo erſtaunt über die Art und Weiſe der Annäherung, daß ich keine Worte finde, mich darüber zu äußern. Der junge Mann will unter vier Augen mit Ihnen ſprechen — Sie ſind eine bejahrte, nervenſchwache Dame —“

„Es iſt wahr, ich bin ſehr nervenſchwach, und Andreas weiß das!“

„Sprechen Sie doch hier, junger Mann! Aber beeilen Sie ſich, das Läuten hat ſchon aufgehört.“

Der arme Albert ſtand wie auf Kohlen.

„Will mir Frau Wiprecht geſtatten, von gewiſſen Papieren zu ſprechen —“

„Was für Papiere?“ fuhr die alte Witwe auf. „Hat Andreas Papiere?“

„So ſagt er. Und über dieſe Papiere wollte ich mit Ihnen ſprechen.“

Frau Wiprecht war ſichtlich erſchreckt; ſie biß die ſchmalen Lippen zuſammen und ſchleuderte einen gehäſſigen Blick auf den jungen Mann, der ängſtlich harrend vor ihr ſtand.

„Cöleſtine,“ ſagte ſie dann, „mein Bruder verdient zwar nicht, daß ich ihn beachte, denn er hatte mir im Leben viel Aerger bereitet; aber da er krank liegt und ſeine irdiſchen Angelegenheiten ordnen will — er bietet mir Papiere zum Kaufe an — nicht wahr, das meinen Sie doch?“

„Ja, Frau Baſe!“

„Da hörſt Du es. Gedulde Dich zwei Minuten, geliebte Freundin! Grete öffne die Thür des Empfangszimmers, ich werde den Herrn raſch anhören.“

Grete gehorchte. Frau Wiprecht ging in das Empfangzimmer, das ſich im Erdgeſchoß befand, und Albert folgte. Er ſchloß die Thür hinter ſich.

„Wie fatal!“ flüſterte Cöleſtine, in deren welken Geſichte alle Muskeln zuckten. „Dieſe unverſchämten Menſchen ſind doch nicht fern zu halten; ſie wiſſen ſich durch Liſt und Drohungen Bahn zu brechen. Die arme Mama wird von allen Seiten belagert! Man darf ſie doch nicht außer Acht laſſen.“

„Frau Gerold,“ ſagte Grete, „gehen Sie raſch durch die Küche in das Kämmerchen —“

„Das iſt ein guter Gedante, Grete!“

„Kommen Sie, kommen Sie!“

Neben dem Empfangszimmer zeigte ſich die Küchenthür; dieſe öffnete Grete. Cöleſtine, deren fromme Ruhe plötzlich einer auffallenden Erregung gewichen, huſchte wie ein junges Mädchen durch den halb dunklen Raum und betrat ein Kämmerchen, das durch eine verſchloſſene Glasthür von dem Empfangszimmer geſchieden ward. So ward ſie Zeugin der Szene, die in dem eleganten Zimmer ſtattfand.

Albert ſtand ruhig vor der alten Frau, die im ſtrengen Tone fragte:

„Was läßt mir Andreas ſagen?“

„Frau Baſe, der Kranke iſt untröſtlich, daß Sie ihn nicht beſuchen. Ihre Antwort, die ich ihm geſtern brachte, hat ihn mit tiefem Schmerze erfüllt, und ich habe ihm nicht einmal Alles mitgetheilt. Der gute Vater fühlte, daß ſeine letzte Stunde nahte — er hat noch Manches mit Ihnen zu berathen —“

„Bleiben wir bei den Papieren.“

„Länger darüber zu verhandeln iſt unnütz, wenn Sie ſich nicht entſchließen können, mich zu Ihrem kranken Bruder zu begleiten.“

„Und wenn ich nun feſt bleibe, wenn ich das Gelübde, das ich gethan, halte?“

Albert erſchrak.

„Sie haben ein Gelübde gethan?“

„Ich will meinem Bruder, der mich ſchwer gekränkt, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, aber ich beachte ihn nicht, er lebt für mich nicht mehr. Das habe ich feierlich gelobt. Die Chriſtenpflicht gebietet Verzeihung, und ich habe dem Andreas verziehen —

„Mehr zu thun vermag ich nicht, denn ich habe für würdige Menſchen zu ſorgen, für Menſchen, an denen der Herr ſeine Freude hat. Daß Alles gekommen, wie es eben gekommen, iſt eine Fügung des Himmels, und dieſer vorzugreifen fühle ich mich nicht berufen.“

Der junge Mann ſchauderte zurück vor dieſen religiöſen Anſchauungen. In dem Kopfe der frühern Dienſtmagd konnten ſie nicht entſtanden ſein, man mußte ſie ihr beigebracht haben.

Albert ließ ſich nicht abweiſen, er ging nun weiter wie er ſich vorgenommen hatte. Das letzte Mittel ſollte nicht unverſucht bleiben.

„Frau Baſe,“ begann er nach einer kleinen Pauſe, „es iſt Alles Fügung, was in der Welt geſchieht, dies wird kein Verſtändiger leugnen —“

„Ganz recht!“

„Und darum ist es auch eine Fügung des Himmels, daß Ihr kranker Bruder gewisse Papiere aufbewahrt hat —“

Die Base zuckte leicht zusammen.

„Was für Papiere denn?“

„Ich kenne sie nicht; soviel aber ist mir klar geworden, daß sie von großer Wichtigkeit sind und daß der Vater sie nur Ihnen selbst einzuhändigen gedenkt. Ist es denn so schwer, den sterbenden Bruder zu besuchen?“

Frau Wiprecht schien zu schwanken.

„Nach dem, was geschehen, wird es mir sehr schwer. Mein Freund, Sie könnten mir beistehen in dieser traurigen Angelegenheit.“

„Gern, Frau Base!“

„Ich werde dankbar sein, wenn mein Bruder die Augen geschlossen hat, Sie bedürfen doch der Hülfe zu Ihrem weitern Fortkommen — ich biete sie Ihnen!“

„Was kann ich denn thun?“ fragte Albert.

„Ersparen Sie mir den Weg — bringen Sie mir die Papiere. Sie sind ja ein sicherer Bote, Ihnen wird sie Andreas anvertrauen. Auf einen guten Botenlohn dürfen Sie rechnen. Dann ist die Angelegenheit abgethan und wir Beide bleiben gute Freunde.“

Albert stellte sich, als ob er die Infamie nicht begriffe, die in dieser Zumuthung lag. Aber er begriff auch, daß Frau Wiprecht die Papiere fürchtete, daß sie Kunstgriffe versuchte, sich ihrer zu bemächtigen.

„Der Vater hat entschieden erklärt, daß er mit Ihnen persönlich verhandeln wolle, und wer ihn kennt, weiß, daß

er ein charakterfeſter Mann iſt, der einmal gefaßte Entſchlüſſe nicht aufgibt.“

„Die Papiere werden wohl nur ein Vorwand ſein. Ich erinnere mich, daß er vor Jahren davon geſprochen — damals forderte ich ſie; er gab ſie nicht her. Natürlich, weil er ſie nicht hatte. Jetzt macht er einen neuen Verſuch — er will mit einer Bosheit aus dem Leben ſcheiden. Ich kenne ſeine Halsſtarrigkeit genau —“

„Frau Baſe, wenn der Tod vor der Thür ſteht —“

„Ich glaube noch gar nicht, daß Andreas ſo krank iſt.“

„Glauben Sie es nur! Der Arzt gibt ihm nur noch wenig Stunden Friſt.“

„So kann er wohl heute noch ſterben?“

„Das fürchte ich, und darum bitte ich Sie, ſich zu beeilen —“

„Thut mir leid! Die Kirche ruft!“

Die Alte wollte ſich entfernen.

„Frau Baſe!“

„Was gibt es noch?“

„Wenn Sie nicht kommen, ſo wird der Vater ſeine Papiere dem Richter übergeben.“

Die Frau Baſe erſchrak.

„Was iſt das?“

„Dieſen Entſchluß ſoll ich Ihnen mittheilen.“

„Nein, das iſt unerhört! Ich habe den Richter nicht zu fürchten. Andreas droht, als ob er mich durch eine Anklage verderben könnte.“

„So weit geht mein Auftrag.“

„Der Verblendete!“

„Sie können ja Alles beseitigen, können Alles zum guten Ende führen, wenn Sie den kranken Bruder besuchen, der vor seinem Ende mit Ihnen sprechen will.“

Albert sah, daß die Drohung wirkte.

Frau Wiprecht hatte die Fassung verloren, sie zitterte und rief lallend:

„Ich kann nicht zugeben, daß der Mann sterbend noch eine Sünde begeht, daß er seine Gewissenslast noch größer mache, als sie ist. Lieber Freund, ich will den unglücklichen Bruder sehen und ihm meine Verzeihung bringen. Ja, das will ich, denn ich bin eine Christin, die das Wohl ihrer Nebenmenschen zu fördern sich bemüht. Der gute Andreas muß wohl im Fieber gesprochen haben. Besorgen Sie einen Wagen — Cölestine mag allein zur Kirche gehen und für mich beten. Es ist doch unerhört! Ach, die sündige Welt! Hätte man den Trost und die Stärkung der Religion nicht, es wäre für den Gläubigen unmöglich, in ihr zu leben. Holen Sie den Wagen, mein Freund, ich werde hier warten!“

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl.

„Bleiben Sie bei diesem löblichen Vorsatze!“ bat Albert. „Sie werden versöhnt von Ihrem sterbenden Bruder scheiden, und so ein gutes Werk verrichten, das der Himmel Ihnen lohnt.“

Der junge Mann verließ das Zimmer und das Haus.

„Also doch, doch!“ flüsterte die Alte. „Es wäre ein Unglück, wenn dieser Mensch die Wahrheit gesprochen. Ich muß Gewißheit haben. Cölestine, die fromme Frau, darf Nichts erfahren, nein, nein — und darum soll sie mich nicht

begleiten. Recht ſo, das iſt ein Vorwand, der ſich ſchickt — Mein Gott, welche Kämpfe muß ich in meinen alten Tagen noch beſtehen, und mein leiblicher Bruder bereitet ſie mir! Er iſt doch gefährlich, man muß ihn vorſichtig behandeln. Gut, ich will ihn überwachen, will ſehen, was er beginnt. Exiſtiren die Papiere wirklich, mein Mann war dumm genug, ſie nicht zu verbrennen —"

Frau Cöleſtine Gerold trat durch die Thür, die zu der Hausflur führte, ein.

„Das habe ich vorausgeſehen!" rief ſie erſchreckt. „Da ſitzen Sie wieder voll Aerger und Verdruß, eine beklagenswerthe Frau! Dieſe Menſchen verfahren doch ohne alle und jede Rückſicht mit Ihnen. Sie müſſen Waſſer mit Brauſepulver trinken. Und wie Ihre Stirn glüht!" ſagte Cöleſtine mitleidig, indem ſie die Hand an den Kopf der Alten legte.

Die alte Witwe blickte ſchmerzlich empor.

„Der Herr nimmt mich unter ſeine Flügel, er iſt mein Hort und Schild, meine Zuverſicht und mein Heil!"

„Amen!" fügte Frau Gerold devot hinzu, geſenkten Blicks ſich verneigend. „Der liebe Gott erhalte Sie noch lange den Ihrigen, die Sie ſchätzen und lieben."

„Gute Cöleſtine, wenn ich Dich nicht hätte, wenn ich Deine lieblichen Worte nicht hören könnte, ich würde keine ruhige Stunde haben. Das Auge des Herrn ruht mit Wohlgefallen auf Dir, Du fromme und gläubige Seele — darum gehe zur Kirche und bete für Deine mütterliche Freundin."

„Wollen Sie mich nicht begleiten, Mama?"

„Ich will doch den kranken Bruder beſuchen, will ihm meine Verzeihung bringen, ohne die er nicht ſterben kann."

„Sehen Sie ſich vor, der Satan iſt voll Tücke und Liſt, er fahndet ſtets auf die Frommen.“

Frau Wiprecht reichte der Freundin die Hand.

„Ich ſtehe ja in des Herrn Schutz!“

„Wohl wahr; aber die Bibel ſagt: ſeid klug wie die Schlangen —“

„Und ohne Falſch wie die Tauben.“

„Denken Sie an das, was ich Ihnen ſo oft geſagt habe! Ihre Perſon gilt den ſpekulirenden Menſchen nichts, ſie ſtreben nur nach Ihrem Vermögen, mit dem der Herr Sie geſegnet hat.“

„Meine Verfügungen ſind getroffen, ich habe ſie unter dem Einfluſſe des Herrn getroffen — ſei ruhig, Cöleſtine, ich weiß, was ich thue. Bete für mich! Haſt Du den Dienſt des Herrn verrichtet, ſo komme nach Buchau, bringe auch die holdſelige Louiſe mit, meine Pathe, der Mutter zu ſein ich an heiliger Stelle gelobt — Kommt Beide, Ihr lieben Kinder, daß ich mich an Eurem Anblicke erlabe! Das Wetter iſt ſchön, die Lerchen ſingen und die Veilchen duften, dieſe beſcheidenen Lieblinge Gottes — Ich erwarte Euch in der blühenden Natur, daß wir eine ſtille Andacht verrichten. O, die Natur iſt ſo ſchön!“

„Wenn nur die Menſchen nicht ſo häßlich wären!“ ſeufzte Frau Gerold.

Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, während der zahnloſe Mund halb geöffnet blieb.

Albert trat raſch ein und meldete, daß der Wagen vor der Thür halte.

„Iſt der Kutſcher auch ſicher?“ fragte Cöleſtine.

Digitized by Google

„Ganz ſicher, meine Dame. Ich werde neben ihm ſitzen, um ihn zu überwachen.“

„Auf Wiederſehen, Mama!“

Die Mama hatte ſich erhoben und ſagte ſchmerzlich lächelnd:

„Wir ſehen uns gegen Mittag wieder; ich erwarte Dich und die liebe Louiſe — Du kennſt ja das Häuschen meines Bruders.“

Cöleſtine küßte die Alte, als ob ſie für immer Abſchied von ihr nähme.

„Louiſe kommt nach Buchau!“ dachte Albert mit einem Wonneſchauer. „Ich werde ſie heute noch einmal ſehen!“

Nun betrachtete er die häßliche Mutter, die eine ſo liebliche Tochter hatte, eine an Gemüth und Körper ſo ganz verſchiedene Tochter! Seufzend gedachte er der Hinderniſſe, die ſich ſeiner Liebe noch entgegenſtellen würden, während die beiden Frauen leiſe mit einander ſprachen.

Frau Wiprecht nickte lächelnd mit dem Kopfe, küßte die ſüßlächelnde Cöleſtine, befahl Greten, über das Haus zu wachen und bewegte ſich in kurzen Schritten aus dem Empfangszimmer.

Frau Gerold duldete es nicht, daß Albert, der dienſtfertig herbeiſprang, der Alten in den Wagen half; ſie ſelbſt reichte hülfreich die Hand und ſchloß den Schlag des Wagens. —

Albert ſaß neben dem Kutſcher und befahl dieſem Eile an. Der Wagen rollte davon.

„Man hat ſie doch noch ſo weit gebracht!“ ſagte Grete.

„Die Mama ist zu gut.“

„Und der Andreas Brand ist ein schlauer Mensch, er wird seine Schwester schon bearbeiten, daß dieser aufgeblasene Zimmergesell erbt.“

„Versuchen wird er es. Nun, wie Gott will! Du sollst nicht zu kurz kommen, Grete; ich sorge für Deine alten Tage. Sorge Du für das Haus und für die Mama.“

„Das soll geschehen. Sie hätten doch die Fahrt nach Buchau verhindern sollen.“

„Es ist gut so. Adieu, Grete!“

Cölestine ging nicht zur Kirche; sie eilte über die Straße und trat in das gegenüberliegende Haus, an dessen Thür ein Schild mit den Worten sich befand:

„Konrad Gerold, Zimmermeister.“

Aus den Fenstern ihres Wohnzimmers konnte sie das Haus der Witwe beobachten, so daß sie stets wußte, wer dort ein- und ausging.

Fünf Minuten später hatte sie eine Unterredung mit ihrem Manne, der schreibend an seinem Pulte saß.

Der Meister ordnete Sonntags seine Bücher; er besuchte nie die Kirche.

„Der Mann muß arbeiten,“ pflegte er zu sagen, „die Frau kann singen und beten.“

In gewissen Kreisen galt er für reich, da er mehrere große Häuser besaß; Andere behaupteten, seine Vermögensverhältnisse wären nicht glänzend, er habe bedeutende Schulden und halte sich nur durch künstliche Manöver.

Wir werden den Meister später kennen lernen; für jetzt

folgen wir dem Wagen, der die Schweſter zu dem Bruder bringt.

Der Kutſcher trieb ſein Pferd an; nach kaum einer halben Stunde hielt er vor dem Häuschen des Arbeiters.

Albert half der Alten aus dem Wagen.

Elſe ſtand weinend in der Thür.

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte Albert.

„Der Doktor iſt bei ihm.“

„Und der Vater?“

„Kann nicht mehr ſprechen.“

„Großer Gott!“

„Gehen Sie nur raſch zu ihm!“

Er führte die Witwe in das Stübchen, deſſen Fenſter verhangen war.

Der Arzt ſaß an dem Bette und hielt die Hand des Kranken.

„Es iſt gekommen, wie ich gefürchtet!“ flüſterte er. „Die angewendeten Mittel bleiben erfolglos.“

„Vater, Vater!“ ſchluchzte der junge Mann, der ſich neben dem Bette auf die Kniee warf. „Ich bin da, Dein Sohn, und auch Deine Schweſter ſteht hier. Frau Wiprecht hat mich begleitet!“

„Sie kommen zu ſpät!“ ſagte der Arzt. „Der arme Mann kann nicht mehr ſprechen.“

Er machte der Witwe Platz, die ſich ihm näherte.

„Andreas, Du wollteſt mir Mittheilungen machen — da bin ich! Kennſt Du denn Deine Schweſter nicht mehr? Sieh' mich nur an, Meta ſteht an Deinem Bette.“

Der Kranke öffnete gewaltſam die ſchweren Augenlider;

er zuckte zuſammen und deutete mit der Hand auf Albert, der jetzt an dem Fußende des Bettes ſtand und bitterlich weinte.

„Was ſoll denn geſchehen?“ fragte Meta, die von der ergreifenden Szene nicht gerührt ward.

Andreas konnte ſich nicht mehr bewegen. In ſeinen entſtellten Zügen drückte ſich eine furchtbare Angſt aus; die Lippen zuckten, als ob ſie ſprechen wollten. Aber kein Laut entquoll der ſtillen Bruſt.

Meta beugte ſich über ihn.

„Wo ſind Deine Papiere, Andreas? Du wollteſt ſie mir übergeben. Wo bewahrſt Du ſie auf? Kann ich ſie finden?“

Der Kranke machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte. Dann blieb er ſtill liegen.

„Quälen Sie ihn nicht!“ ſagte der Arzt. „Er kann ſich nicht mehr verſtändlich machen.“

„Vater! Vater!“ rief Albert, von Schmerz überwältigt. „Sieh' mich nur noch einmal an mit Deinem treuen Auge, ich kann nicht ſo von Dir ſcheiden — Du ſelbſt haſt mich ja fortgeſchickt!“

Der ſterbende Arbeiter öffnete noch einmal ſein Auge; verſtändig und ruhig ſah er den Sohn an, als ob er das Bild deſſelben einſaugen wollte, um es mit ſich in das ewige Jenſeits zu nehmen.

Nur drei Sekunden dauerte dieſer letzte Blick, dann veränderte ſich das Auge; es verglaſte.

Andreas ſeufzte leiſe und verſchied.

Der Arzt legte die Hand auf das Herz des Alten.

„Er iſt todt!“ ſagte er nach einer halben Minute, während der die Anweſenden geſpannt ſeines Ausſpruchs geharrt hatten.

Albert warf ſich mit dem Kopfe auf die Decke des Bettes. Sein Schluchzen erſtickte in dem Kiſſen.

Meta ſtand regungslos wie eine Säule; keine Thräne erſchien in ihrem Auge, keine Bewegung verrieth, daß ſie Schmerz empfand.

„Der Herr hat ihn zu ſich genommen!“ flüſterte ſie kalt. „Des Herrn Wille ſei geprieſen, Amen! Andreas war mir nicht gut geſinnt im Leben; aber ich verzeihe ihm. Beruhigen Sie ſich, junger Mann, ich werde die Begräbnißkoſten tragen, das verſpreche ich Ihnen.

„Iſt er denn wirklich todt, Herr Doktor? Der Andreas war ja ſo alt noch gar nicht —“

„Er iſt todt!“ verſicherte der Arzt.

Dann grüßte er theilnehmend und ging.

Frau Meta hatte lange auf einem Stuhle geſeſſen. Dann rief ſie die Haushälterin.

„Sie heißt ja wohl Elſe?“

„Ja.“

„Hat mein Bruder kurz vor ſeinem Ende Nichts verlangt?“

„O ja.“

„Was denn, liebe Frau?“

Elſe wußte nicht, ob ſie antworten ſollte; ſie ſah nach Albert hinüber, dieſer aber verblieb regungslos auf dem Bette des Entſchlafenen.

Sein thränenerfülltes Auge ſtarrte die Leiche an.

Digitized by Google

„Sagen Sie mir Alles," begann Frau Meta wieder. „Die Schwester kann es schon wissen. Hat denn der Entschlafene ein Testament gemacht?"

„Ich weiß es nicht."

„Was hat er denn gesagt?" inquirirte kalt die Frau weiter.

„Er hat immer nach seiner Schwester verlangt!"

„Nichts weiter?"

„O ja, ich mußte den Dorfrichter rufen."

Meta suchte ihren Schreck zu verbergen.

„Ist der Dorfrichter hier gewesen?"

„Nein, er war nicht zu Hause; ich vermuthe, daß er bald kommt. Nun ist es leider zu spät —"

„Hat mein Bruder Nichts von seinen Papieren gesagt? Er muß doch Papiere haben — Wenn der Nachlaß geordnet werden soll, ist es durchaus nöthig. Sein Pflegesohn ist kein natürlicher Erbe."

„Und nun wollen Sie wohl erben?" fragte Else, die schon lange die Frau haßte. „Das fehlte wahrhaftig noch."

Sie trat an das Bett und weinte mit dem jungen Manne.

Meta sah Beide mit gehässigen Blicken an.

Da kam der Richter, den Else gerufen hatte, ein biederer Landmann mit grauem Haare.

Die Wirthschafterin sagte ihm, daß der Tod den Kranken verhindert habe, ihm, dem Richter, wichtige Mittheilungen zu machen.

Es kam zu Verhandlungen, die damit endigten, daß der Richter sofort eine offizielle Hausuntersuchung anstellte.

Kein Winkel, kein Schrank, kein Kasten blieb verschont. Albert selbst war der Thätigste — nirgends fand sich ein Stück Papier, das für die Ueberlebenden von Wichtigkeit gewesen wäre.

Nach einer Stunde stand der junge Mann wie niedergeschmettert neben dem Todten.

Wie und wo sollte er Aufklärung über seine Abkunft erlangen? Und doch lag ihm so viel daran, da man ihn allgemein für einen Findling hielt, den der mitleidige Zimmergeselle aus dem Felde heimgebracht.

Er hatte dies früher, als er noch Knabe war, oft von seinen Spielgenossen hören müssen.

Frau Wiprecht, die anscheinend ruhig neben dem offenen Fenster gesessen, fragte nun den Richter:

„Sie haben also keinerlei Mittheilungen empfangen oder sonst Wahrnehmungen gemacht, die über den letzten Willen meines Bruders Aufklärung geben könnten?“

„Nichts, Frau Wiprecht, Nichts!“ versicherte der Landmann.

„Jene Leute dort sprechen von Papieren, die Andreas Ihnen hat übergeben wollen.“

Der Richter zuckte mit den Achseln.

„Es ist durchaus Nichts vorhanden. Brand muß doch wohl nur die Absicht gehabt haben, mir mündlich Mittheilungen zu machen — vielleicht über seinen Pflegesohn. Nun, Sie machen doch gewiß keine Ansprüche auf die kleine Hinterlassenschaft, die Albert schon dadurch verdient, daß er Ihren Bruder während der langen Krankheit ernährt und gepflegt hat.“

Frau Meta überlegte.

„Ich bin die einzige Schweſter, alſo die natürliche Erbin?“ —

„Da kein Teſtament vorhanden iſt, fällt Ihnen nach dem Geſetze Alles zu.“

„Gut, gut! Ich behalte mir die Erklärung vor.“

„Wenn Sie es wollen, muß ich die Erbſchaft unter Siegel legen!“

„O nein! es mag hier bleiben, wie es iſt. Bald werde ich ſagen, wie ich es zu halten gedenke. Finde ich, daß Albert die Schweſter ſeines Wohlthäters ehrt, ſo ſoll er ſich über mich nicht zu beklagen haben. Ich bin nicht hartherzig und habgierig, aber ich halte auf Ordnung.“

Nun hatte ſie noch eine kurze Unterredung mit dem Richter, von der die beiden anderen Perſonen kein Wort verſtehen konnten, da ſie leiſe geführt ward.

Dann trat ſie wieder zu dem Bette.

„Ruhe ſanft, Bruder!“ ſagte ſie, dem Anſcheine nach bewegt. „Du haſt mir zwar manche Kränkung im Leben zugefügt, aber ich verzeihe Dir, wie Dir der Herr dort oben verzeihen möge. Wer weiß denn, wie lange ich noch auf dieſer Erde wandle; wir ſehen uns wohl bald im ewigen Jenſeits wieder.“

„Amen!“ flüſterte eine Stimme.

Frau Cöleſtine Gerold und Louiſe ſtanden hinter der Witwe; ſie waren leiſe eingetreten.

Die Gattin des reichen Zimmermeiſters betrachtete wehmüthig den Todten. Sie hörte die Worte der alten Witwe nicht:

„Da biſt Du ja, liebe Cöleſtine. Ich danke Dir, daß Du gekommen biſt. Deine Nähe iſt mir ein wahrer Troſt.“

„Der brave Mann iſt ſchmerzlos verſchieden!“ flüſterte Cöleſtine, wie in Betrachtungen verſunken. „Seine Züge ſind ruhig, ſogar heiter. Ich ſehe gern das Antlitz eines ſolchen Todten, es verſetzt mich in eine eigene Stimmung. Wie wunderbar der Herr Alles angeordnet hat! Der Körper wird zu Staub, von dem er entnommen, der Geiſt ſchwingt ſich zu lichten Höhen empor, daß er vor ſeinen Richter trete. Glücklich der Menſch, der keine Sünde auf ſeinem Gewiſſen hat, er kann ohne Furcht dem Tode in's Auge ſchauen. Der Sterbende hat doch einen Prieſter gehabt?“ fragte ſie, ſich an die Wirthſchafterin wendend.

„Nein!“ antwortete Elſe.

„Es iſt nicht möglich!“

„Vater Brand hat gebetet und iſt dann ruhig eingeſchlafen.“

Cöleſtine trat entrüſtet zurück.

„Das iſt ein unverzeihlicher Frevel! Gott nehme die arme Seele des Verblendeten in ſeinen Schutz! Mama, ich verlaſſe das Zimmer.“

„Und ich folge Dir, mein liebes, gutes Kind! Andreas hatte ſeltſame Anſichten, die ein frommes Gemüth nicht theilen kann.“

Beide Frauen waren hinausgegangen; ſie betraten das Gärtchen, das ſich in einer muſterhaften Ordnung befand.

Die Blumen blühten und dufteten, das Gemüſe ſtand in üppiger Fülle. Ein köſtlicher blauer Himmel ſpannte ſich über der lachenden Erde aus.

Cöleſtine ſah ſich erſtaunt um.

„Das hätte ich nicht gedacht!“ rief ſie.

„Was, mein Kind?“

„Ein ſchönes, werthvolles Grundſtück!“

„Meinſt Du?“ fragte die Alte.

„Es läßt ſich viel daraus machen. Der Garten iſt ziemlich groß, das Haus, wenn auch niedrig, feſt und dauerhaft gebaut — man kann es überſetzen — und die prächtigen Obſtbäume! Dort neben dem Bache iſt auch wohl ein Stück Wieſe — Mama, hat Andreas ein Teſtament hinterlaſſen?“

„Nein.“

„So ſind Sie als Schweſter die Erbin?“

„Ich glaube, Cöleſtine.“

„Nein, glauben Sie nicht, es iſt gewiß wahr! Ich kenne die Landesgeſetze — fragen Sie meinen Mann, er wird es Ihnen beſtätigen!“

„Ich habe dem jungen Albert Hoffnung gemacht —“

„Mama, da ſieht man wieder einmal, wie thöricht Sie handeln!“

„Nur ruhig, entſcheidend habe ich mich noch nicht ausgeſprochen.“

„Das iſt ein Glück.“

„Ich wollte zuvor mit Dir berathen.“

„Und ich rathe Ihnen, treten Sie die Erbſchaft an.“

„Es müſſen Schulden auf dem Grundſtücke laſten.“

„Gleichviel!“

„Aber der arme Menſch, der in der letzten Zeit ſo viel gethan hat —“

„Dem armen Menſchen iſt genug geſchehen!“ flüſterte Cöleſtine eifrig. „Iſt es nicht genug, daß Andreas ihn erzogen hat? Die Schweſter ſteht dem Bruder näher als der Pflegeſohn dem Pflegevater. Eine natürliche Verwandtſchaft läßt ſich nicht hinwegleugnen. —

„Wenn ich nicht für Ihr Beſtes ſorge, gehen Sie zu Grunde. Beträgt ſich dieſer Monſieur Albert darnach, ſo können Sie ihm immer noch Wohlthaten erweiſen.

„Bedenken Sie doch, der Menſch geht nie zur Kirche, hat nicht einmal dafür geſorgt, daß dem Sterbenden geiſtlicher Zuſpruch geworden — wollen Sie einen Gottloſen unterſtützen? Mama, das iſt Sünde! Sie unterſtützen den jungen Mann in einem Leben, das der Herr verdammt. Mein Gott, was ſoll aus unſerer Religion werden, wenn wir nicht darauf dringen, daß man ſie achtet? Keine Kirche, keinen Prieſter. — Mahnen Sie den Pflegeſohn zur Andacht, zur Gottesfurcht, zu einem frommen Lebenswandel, und beſſert er ſich, ſo laſſen Sie ihm Wohlthaten zufließen.“

„Du haſt Recht, Cöleſtine!“

„Bleibt er, wie er iſt, ſo unterſtützen Sie das Laſter, indem Sie auf die Erbſchaft Verzicht leiſten.“

„Nein, das will ich nicht!“

„Erklären Sie dem Gerichte, daß Sie die Erbſchaft antreten.“

„Soll morgen geſchehen, meine liebe Cöleſtine.“

„Verſprechen Sie es mir.“

„Hier iſt meine Hand. Ach, wenn ich Dich nicht hätte Du Gute!“

„Dann wären Sie längſt um Ihr Vermögen gekom-

men und müßten Noth leiden in Ihren alten Tagen. Freilich, wir wären auch noch da, um Sie zu pflegen —"

„Sprich nicht weiter, Kind, ich kenne Deine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit —"

„Die nur mit dem Tode erlöschen wird."

„Und ich werde dankbar sein, verlaß Dich darauf! Mein Gott, wie schön und reizend ist dieser Garten. Der Fromme kann Betrachtungen anstellen, beten und singen — kein profanes Geräusch stört den heiligen Frieden der Natur — das ist ein wahrer Tempel Gottes! Sieh' nur die Früchte, die herrlichen Früchte! Man hat Stangen unter die schwerbeladenen Zweige stellen müssen — dort die Aepfel, dort die Birnen — wie groß ist doch die Güte des Herrn, der so etwas den Sterblichen verleiht!"

„Und die Gottlosen sollen diesen reichen Segen genießen? Mama, erkennen Sie die Fügung Gottes nicht? Andreas ist gestorben, daß Sie ernten sollen. In der Stadt und Umgebung haben wir wenig Früchte — dieser Garten allein ist ausgezeichnet — früher hat er wenig Ertrag geliefert —"

„Es bleibt dabei, ich trete die Erbschaft an! Wir sind ja Werkzeuge in der Hand Gottes. Wenn er nicht gewollt hätte, daß ich erbe, würde Andreas ein Testament hinterlassen haben."

„Der Name Gottes sei gepriesen!"

Frau Cölestine war so begierig, das neue Besitzthum genau kennen zu lernen, daß sie bis zu der äußersten Grenze desselben voranschritt. Die Erbin mußte ihr folgen.

Und dies war ohne Zweifel auch eine Fügung Gottes,

denn es ward zwei guten Menſchen dadurch Gelegenheit geboten, ſich auszuſprechen.

Der Richter und Elſe hatten ſich entfernt. Albert und Louiſe befanden ſich allein in dem Stübchen.

Der junge Mann bekämpfte ſeinen Schmerz und ſagte reſignirt:

„Nun ſtehe ich allein in der Welt!“

„Allein?“ fragte Louiſe, die ihre Thränen trocknete.

„Die Schweſter meines Pflegevaters darf ich nicht als Verwandte betrachten; ſie weiſt jede Annäherung von meiner Seite entſchieden zurück.“

„Bin ich Ihnen nichts?“ fragte Louiſe ernſt. „Albert, haben Sie unſer Geſpräch von dieſem Morgen vergeſſen?“

„Louiſe!“

„Oder glauben Sie, ich ſtelle Ihnen leichtſinnig Ausſichten, die nie in Erfüllung gehen?“

„Louiſe! Louiſe!“

„Ich habe mit meinem Herzen und mit meinem Verſtande berathen — in der Stille des Sommermorgens, während ich durch den blühenden Garten ging. Sind Sie auch der Sohn eines armen Arbeiters, ich ſtelle Sie doch auf gleiche Stufe mit dem Sohne des reichſten Mannes. — Was Sie ſind und noch werden, ſind und werden Sie durch ſich ſelbſt.“

„Ich kenne meine Eltern nicht, Louiſe!“

„Habe ich nach Ihren Eltern gefragt?“

„Man nennt mich den Findling des Vater Brand — der reiche Zimmermeiſter Gerold wird ſeiner einzigen Tochter nicht geſtatten —“

„Albert, mein Vater liebt seine einzige Tochter, ich weiß es, ich habe Beweise davon; wenn ich ihm sage, wie er mein Glück gründen kann, und ich werde es ihm bald sagen, so wird er mich nicht hartherzig von sich stoßen. Die Zeit der Vorurtheile ist längst vorüber — man schätzt den Mann nach seinen Eigenschaften und Fähigkeiten. Lassen Sie mich doch nicht so viel sprechen und beweisen —"

„Aber Ihre Mutter, Louise, die Freundin der Frau Wiprecht — ich säe den Samen des Unfriedens in Ihre Familie, bereite Ihnen Kummer, Ihnen, die ich so glücklich sehen möchte!"

Sie ergriff sanft seine Hand.

„Die Vorstellungen, die Sie mir machen, beweisen, daß Sie der sind, für den ich Sie halte, ein braver Charakter. Aber halten Sie mich nun auch nicht für ein Kind, das sinnlos in den Tag hineinlebt und handelt. Ich habe wohl noch manches Vorurtheil zu bekämpfen, aber ich bekämpfe es mit der Ausdauer, die mir die Liebe verleiht."

„Ach, Louise, ach, Louise!" rief hingerissen der junge Mann. „Wie wohl thut meinem Herzen Ihre Theilnahme, Ihre Zuneigung! An der Leiche meines guten Vaters schwöre ich, daß ich mein ganzes Leben Ihnen weihe."

„Und ich bleibe Ihnen treu ergeben, wie auch die Umstände sich gestalten mögen. Das schwöre ich an der Leiche des treuen Arbeiters."

Beide sanken unwillkürlich neben dem Bette nieder.

Ihre Hände drückten sich innig, ihre Augen sahen sich empfindungsvoll an. Und die Mittagssonne, die durch das rebenumrankte Fenster fiel, wob einen goldenen Schein um

die Liebenden, ſchuf eine Glorie über dem Haupte des Todten. Der warme Mittagswind rauſchte geheimnißvoll in den großen Weinblättern, als ſpräche Gottes Odem das Amen dieſem Schwure, den zwei reine Herzen geleiſtet.

Still erhoben ſie ſich wieder.

„Albert, die Kluft iſt nun geſchwunden, die Du zu erblicken wähnteſt; wir ſtehen uns nicht mehr ſo fern — in dieſem heiligen Augenblicke, an dieſem heiligen Ort haben wir uns Treue gelobt — noch lieben wir uns heimlich, aber die Zeit wird bald kommen, daß wir unſer Glück der Welt verkünden können.“

„Den Vater habe ich verloren —“

„Die Geliebte, die Braut iſt Dir heute feſt und unverbrüchlich geworden.“

„Du biſt die Braut eines Armen, Louiſe!“

„Laß das, Albert, Geld und Gut ſchwinden oft über Nacht; aber Liebe und Treue dauern über alle Verhältniſſe hinaus. Es ſind dies Güter, die uns die Menſchen nicht rauben können.“

Sie reichte ihm die Hand und ſuchte die Mutter auf, die ihr im Hauptwege des Gartens entgegenkam. Als die drei Frauen nach der Stadt zurückfuhren, ſtarrte Albert mit wehmüthigen Blicken dem Wagen nach, bis eine Weidengruppe ihn verdeckte.

Drittes Capitel.

Ein reicher Mann.

Auf dem großen Zimmerplatze des Meisters Gerold hatte seit einer Stunde die Arbeit begonnen. Es war sieben Uhr Morgens.

Ein großer Schornstein spie schwarzen Rauch aus; die Dampfmaschine, die das große Sägewerk trieb, befand sich schon in voller Thätigkeit.

Mehr als hundert Aexte und Beile blitzten in der heitern Morgensonne.

Die Zimmerleute hatten mit frischer Kraft das Tagewerk angefangen. Wagen, mit Balken geladen, fuhren nach den verschiedenen Baustellen ab.

Dort wurden rohe Bäume abgeladen und zu regelrechten Haufen geschlichtet. Hier stapelte man Bretter, die aus dem Sägewerke gebracht wurden, in dreieckigen Pyramiden auf. —

Albert befand sich diesen Morgen nicht unter den Arbeitern; er war bei der Richtung eines Hauses in der äußersten Vorstadt beschäftigt.

Ueber den Platz schritt ein Mann, der große Eile zu haben schien; er hörte nicht auf die Arbeiter, die ihm laut witzige und ironische Bemerkungen nachriefen.

„He, Fritz, immer noch keine Arbeit?“ fragte ein lustiger Gesell, der die Axt einige Augenblicke ruhen ließ.

Und Fritz, der Eilige, machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Fritz Blei!“ rief ein Anderer, „Du suchst wohl Silber? Das ist ohne Arbeit nicht zu finden.“

Blei ging weiter.

„Dieser Faulpelz!“ sagte der Arbeiter zu seinem Nebengesellen. „Ueber ein Jahr lungert er in der Stadt herum, und doch ist er anständig gekleidet und lebt gut!“

„Der Mensch ist mir ein Räthsel!“ meinte der Andere. „Die Meister nehmen ihn gern, weil er tüchtig arbeiten kann. —“

„Ja, er kann, aber er will nicht arbeiten. Das ist so klar wie die Sonne. —“

„Wovon lebt er denn?“

„Das mag Gott wissen.“

„Er muß wohl geerbt haben.“

„Geerbt?“

„Oder er hat einen Treffer in der Lotterie gehabt.“

„Dann müßte die Glücksgöttin soviel Prügel bekommen, daß sie sich ein halbes Jahr lang nicht bewegen könnte. Die-

ſem liederlichen Kerl Geld zuwenden — nein, das wäre doch unerhört."

„Er geht nach dem Bureau — wahrhaftig! Vielleicht ſucht er Arbeit. Sieh' nur, wie keck er eintritt!"

„Ich möchte wohl wiſſen, was Fritz von dem Meiſter will und wie dieſer ihn empfängt."

„Ja, wahrhaftig, Meiſter Gerold iſt heute Morgens bitterböſer Laune, ich möchte nichts mit ihm zu ſchaffen haben. In der Sägemühle hat er ſchon einen Lärm gemacht, daß man es über den ganzen Zimmerplatz gehört."

Die Geſellen griffen zu den Aexten und arbeiteten fort. —

Wir begleiten Fritz Blei, der die Thür eines aus rothen Ziegelſteinen erbauten Häuschens öffnete und in ein Bureau trat, in dem zwei Männer an Schreibpulten arbeiteten.

Der erſte, der Buchhalter, war ein bereits ergrauter Mann; der Andere, der Schreiber, zählte kaum zwanzig Jahre.

„Guten Morgen, Herr Buchhalter!"

Der Angeredete ſah auf.

„Sie, Blei?"

„Ja, ich, Herr!"

„Was wollen Sie denn?"

„Ich will den Meiſter ſprechen."

„Herr Gerold hat geſagt, daß er dieſen Morgen nicht geſtört ſein wolle; wir ſollen Jeden, der kommt, auf dieſen Nachmittag wieder beſtellen. Nach drei Uhr alſo —"

„Dieſer Befehl geht mich nicht an," ſagte Blei trocken,

indem er dem Pulte näher trat. „Ich muß den Meiſter ſogleich ſprechen.“

„Suchen Sie Arbeit?“

„Nein!“ antwortete lächelnd der Mann mit dem bläulich rothen, vollen Geſichte, indem er die aufgeſprungenen dicken Lippen zu einem mitleidigen Lächeln verzog. „Die Hitze iſt doch ein wenig zu ſtark. Ich muß den Meiſter in Privatangelegenheiten ſprechen, und wenn er bis über die Ohren in Geſchäften ſitzt. Sagen Sie ihm nur, daß ich da ſei, und er wird mich ſchon vorlaſſen. Weiter iſt nichts nöthig. Bitte — haben Sie aber Furcht vor Ihrem Brodherrn, ſo werde ich mich ſelbſt anmelden.“

Der Buchhalter legte ſeine Feder nieder und trat hinter dem Pulte hervor.

„Blei, ſeien Sie vernünftig und kommen Sie dieſen Nachmittag wieder. Ich rathe Ihnen dazu in Ihrem eigenen Intereſſe — Herr Gerold iſt ſo übel gelaunt —“

„Was kümmert mich die Laune des Herrn Gerold!“ rief der Zimmergeſelle, deſſen Athem verrieth, daß er Früh ſchon das Wirthshaus beſucht hatte. „Gehen Sie, Herr Buchhalter, und ſagen Sie einfach, Fritz Blei iſt da. Dann bringen Sie mir Antwort. Wollen Sie das nicht, ſo gehe ich ſelbſt. Ich kann den weiten Weg nicht zum zweiten Male machen.“

Nach dieſen Worten ließ er ſich auf dem nächſten Stuhle nieder, legte den grauen Hut auf die Kniee und ſah gleichgültig durch das Fenſter.

Der Buchhalter wußte nicht, was er beginnen ſollte.

In dieſem Augenblicke ward die Thür eines Kabinets

geöffnet, das sich neben dem Komptoir befand. Meister Gerold erschien und reichte dem Buchhalter ein Papier.

„Guten Morgen!“ sagte Blei, ohne sich zu regen.

Der Zimmermeister konnte die Bestürzung nicht verbergen, die sich seiner beim Erblicken des alten Gesellen bemächtigte.

„Ah, Fritz!“ murmelte er. „Die Geschäfte erdrücken mich heute, habe kaum so viel Zeit —“

„Mein Anliegen ist in fünf Minuten angebracht; wäre es nicht so wichtig — ich würde gehen —“

Meister Gerold ertheilte flüchtig dem Buchhalter einige Anweisungen, dann zog er sich in das Kabinet zurück.

Fritz Blei folgte ihm und schloß die Thür.

„Gut,“ murmelte der Buchhalter, „daß es so gekommen ist; ich habe nun keine Verantwortung mehr.“

Er wunderte sich im Stillen, daß der Meister nicht aufgefahren war.

Der Meister blieb auch in seinem Kabinette ruhig, als der Geselle halb leise sagte:

„Brand ist todt!“

„Ich weiß es!“ war die Antwort.

Meister Gerold ging einige Augenblicke auf und ab.

Er war ein starker, breitschultriger Mann von sechsundvierzig Jahren.

Sein gebräuntes, volles Gesicht, obwohl nicht häßlich, machte auf den einen unangenehmen Eindruck, der es zum ersten Male erblickte. Es sprachen sich Härte und eiserne Festigkeit darin aus Ein schwarzer Bart, struppig und kurz, umgab wie ein Kranz das runde Gesicht.

Die breite, aufgestülpte Nase und die aufgeworfenen Lippen verliehen ihm ein negerartiges Aussehen.

An der Stirn, die durch eine glänzende Glatze vergrößert ward, zogen sich die Brauen wie schwarze stachlichte Raupen hin.

Der Theil des Gesichts, der nicht von dem Barte bedeckt ward, war glatt rasirt und schimmerte dunkelblau. Unter den großen Augen, die wie Kohlen glühten, lagen bläuliche Säckchen, die das Unangenehme des Ausdrucks vermehrten.

Waren seine Kleider auch von den feinsten Stoffen gefertigt, so verriethen sie doch wenig Geschmack.

Er trug einen blauen Frack mit Goldknöpfen, schwarzgraue Pantalons und eine gelbe Piketweste.

Das schwarze Seidentuch, in eine lange Schleife gebunden, lag nachlässig um den fetten Hals.

Als Pretiosen trug er eine schwere Uhrkette von Gold, eine Diamantnadel auf dem weißen Busenstreifen und werthvolle Ringe an den starken Fingern.

Dieser Mann war der Vater der reizenden Louise.

Fritz Blei, eine herkulische Gestalt in abgetragenen, bürgerlichen Kleidern, stand ungefähr in dem Alter des Meisters. Die Farbe seines geschwollenen Gesichts sowohl als die heisere Stimme bekundeten deutlich, daß er dem Trunke ergeben.

Die Messingringe in den Ohren trug er der stets entzündeten Augen wegen und dieses Augenleiden gab er als Grund dafür an, daß er nicht arbeite.

„Konrad," begann er nach einer Pauſe, „nun iſt es ſo weit."

Der Meiſter blieb ſtehen, legte die Hände auf den Rücken und fragte:

„Wie weit?"

„Daß Du mir mein Geld zahlſt."

„Herr, ich habe noch kein Geld."

„Eine Redensart, die ich ſchon oft gehört."

„Es iſt keine Redensart."

„Dein Geſchäft blüht, beſchäftigſt mehr als hundert Arbeiter, baueſt Dir ein Haus nach dem andern —"

„Mit Schulden!" warf der Meiſter, immer noch ruhig, hin.

„Für mich wird wohl Rath zu ſchaffen ſein."

„Hier ſind zehn Thaler!"

Herr Gerold griff nach dem Schlüſſel ſeiner Kaſſe.

„Laß das!" rief Blei.

„Du brauchſt doch Geld —"

„Ich nehme kein Almoſen mehr an."

„Almoſen?"

„Dafür muß ich die Lumpereien halten, die Du mir zugeworfen haſt wie Stücke Brod dem läſtigen Hunde, der Dich anbellt und zu beißen droht. Ich brauche nicht zu betteln, wahrhaftig nicht!"

Gerold hatte ein kleines Buch aus ſeinem Pulte geholt.

„Fritz," ſagte er, immer noch ruhig, „weißt Du, wie viel Du von mir in einem Jahre empfangen haſt?"

„Ich führe kein Buch, nein!"

„Fünfhundert Thaler bar.“

„Das ist wohl möglich; aber ich habe eben so viele Tausende zu fordern, und ohne diese ziehe ich nicht ab. — Brand ist todt — ich habe meine Schuldigkeit gethan, nun thue Du die Deinige. Weigerst Du Dich, so —“

Das Auge des Meisters flammte auf, seine dicken Lippen zuckten.

„So?“ wiederholte er mit bebender Stimme.

„Muß ich Dich zwingen, Dein Versprechen zu halten. Ich thue es ungern, denn wir sind aus einem Dorfe, sind Nachbarkinder, haben zusammen gespielt und die Schule besucht, sind später Lehrjungen und Nebengesellen gewesen, sind zusammen hier eingewandert — Du hast Glück gehabt, bist Meister und der Mann einer reichen Frau geworden, ich bin ein armer Geselle geblieben. Du solltest Dich schämen, daß Du so an mir handelst. Zehn Thaler bietest Du mir heute? Pfui, Konrad! Je mehr Geld Du in Deinem Schranke hast, je weniger willst Du ausgeben. Als Du noch arm warst, zeigtest Du Dich ganz anders. Man kennt das, es ist nun einmal so in der Welt. Der stolze, großartige Meister würde mich wahrhaftig nicht angesehen haben, wenn er mich nicht gebraucht hätte. Gieb Deinem Herzen einen Stoß, Konrad, rücke fünftausend Thaler heraus und die Geschichte ist abgemacht. Dann kennen wir uns nicht mehr, und ein Jeder von uns wandert seine Straße. Ich denke, das ist ein Vorschlag zur Güte, der sich nicht verwerfen läßt.“

Gerold hatte sein Geheimbuch verschlossen.

„Fritz,“ begann er, „laß doch hören, was Du zu thun gedenkst, wenn ich nicht zahle.“

„Ich gehe zu Albert Brand und ſage ihm: Albert, Meiſter Gerold hat mir fünftauſend Thaler verſprochen, wenn ich Deinen Vater auf eine glimpfliche Weiſe aus der Welt ſchaffe. Andreas Brand war von jeher mein Feind, er hat mich mehr als einmal aus der Arbeit gebracht — aber ermordet hätte ich ihn aus purer Feindſchaft doch nicht. Freilich, wenn man fünftauſend Thaler mit einem einzigen Griffe verdienen kann — na, ich habe bei dem Richten eines Hauſes dafür geſorgt, daß Andreas einen tüchtigen Stoß auf die Bruſt erhielt — der Geſtoßene ſtürzte nicht hinab, aber ſein Bruſtkaſten war ſo hin, daß Andreas Brand nun geſtorben iſt. Der Geſelle, der dem Meiſter zu viel war auf der Erde, arbeitet nun nicht mehr; aber ich habe kein Geld bekommen. Gehe hin, Albert, und zeige den Mörder Deines Pflegevaters an. Albert wird ſeine Schuldigkeit ſchon thun, denn der arme Junge iſt ſo betrübt, daß ihm bei der Arbeit die Thränen über die Backen laufen. Das iſt meine Abſicht, Meiſter, und der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ſie nicht ausführe.“

Der Meiſter lächelte; ſeine großen weißen Zähne ſchimmerten durch die bräunlichen Lippen.

„Und wenn ich nun angebe, daß Du lügſt?“ fragte er ruhig.

„Bah, man wird mir ſchon glauben!“

„Gut, man wird Dir glauben; aber man wird Dich auch vor das Gericht ſchleppen und als bezahlten Mörder beſtrafen. Haſt Du, Narr, daran gedacht? Begreifſt Du nicht, daß Du Dich ſelbſt anklagſt, wenn Du mich anklagſt? Wie Du die Augen aufreißt und mich anſtarrſt — So wird

es enden. Du wähnst mich zu verderben und stürzest Dich selbst in Unglück. O, ich kann es darauf ankommen lassen. Mein Wort gilt mehr als das Deinige. Was hatte ich für einen Grund, den Andreas aus der Welt zu schaffen? Du aber bist sein Feind gewesen, Du hast ihn stets mit Haß verfolgt! Seht, werden die Leute sagen, der Blei ärgert sich über den Meister Gerold, und nun macht er seinem Aerger durch eine solche schändliche Anklage Luft. Denke nur nach, Mensch, denke nach! Oder hast Du Dich schon um den Verstand getrunken, daß Du diese einfache Sache nicht fassen kannst?"

Fritz Blei zitterte am ganzen Körper. Er legte seine breite, schwielige Hand auf die Achsel des Meisters.

„Gut," stammelte er heiser und bebend, „gut, daß Du mich an eine Sache erinnerst, die ich vergessen habe. Wenn ich Dich anzeige, so wird das Gericht mich fassen; aber ich reiße aus in die weite Welt, nach Amerika oder Australien, von dort kann ich schreiben — aber muß ich untergehen, Du prächtiger Kerl, so gehst Du mit' mir unter! Ich bin der Mann, der das Leben auf das Spiel setzt, um seinen Feind zu verderben. Sorge dafür, daß ich Dich nicht für meinen Feind halten muß. Ich hätte nicht daran gedacht, den armen Brand zu stoßen — Du, elender Wicht, hast mich zum Mörder gemacht. Als ich gestern den Tod Brand's erfuhr, ging es mir eiskalt durch die Adern. So lange er lebte, habe ich mich getröstet, jetzt muß ich mich betäuben — ich brauche Geld, Geld, denn Spiritus bekommt man nicht umsonst. — Konrad, ich warne Dich, treibe mich nicht zum Aeußersten."

Und Fritz Blei schüttelte den Meister, daß dieser zurücktaumelte.

„Wahnſinniger!“

„Nenne mich, wie Du willſt, aber gib mir Geld. Ich kann, ich mag nicht mehr arbeiten —“

Meiſter Gerold beobachtete einige Augenblicke den Geſellen, der Gewiſſensbiſſe zu empfinden vorgab. Er konnte es nicht glauben, daß dieſe rohe Natur, die vor keinem Frevel zurückbebte, ſich bekehrt haben ſollte.

„Höre, Fritz, wir müſſen uns verſtändigen, und darum will ich offen gegen Dich ſein. Meine Lage iſt nicht ſo günſtig als die Leute glauben, ich habe gerade jetzt mit großen Sorgen zu kämpfen. Könnte ich über fünftauſend Thaler verfügen, ich würde ſie Dir ſchon deßhalb geben, weil Du ein Jugendfreund biſt. Aber das Geld iſt ſo knapp, daß ich Dich bitten muß, heute mit hundert Thalern zufrieden zu ſein.“

„Nun ja!“

„Wie lange kommſt Du mit dieſer Summe aus?“

„Ja, wie lange!“

„Einen Monat?“

„Das werde ich wohl.“

„Hole Dir ſo lange jeden Monat hundert Thaler, bis die ganze Summe abgezahlt iſt. Aber hüte Dich, daß Du nicht Dinge ſchwatzeſt, die Du nicht verantworten kannſt. Du ſtürzeſt Dich in's Unglück und mir bereiteſt Du Weitläufigkeiten. Sei ein Mann, Fritz — Du haſt ſicher den alten Mann nicht mit Fleiß geſtoßen — beſinne Dich nur — beim Aufwinden langer Balken läßt ſich ein Stoß nicht vermeiden — hier haſt Du hundert Thaler; geh' und führe ein luſtiges Leben.“

Gerold zählte die Summe in Banknoten auf, die er aus einem eisernen Geldschranke genommen hatte. Blei verschlang das bunte Papier mit gierigen Blicken.

„Zähle nach!“ sagte der Meister.

„Ist nicht nöthig.“

Fritz drückte das Geld zusammen und schob es in die Brusttasche seines Rockes; dann setzte er den Hut keck auf den Kopf. Ein anderer Geist schien den Mann zu beseelen, seit er das Geld berührt hatte.

„Du bist ein Narr!“ sagte er grinsend. „Kannst mich um den Finger wickeln, wenn Du willst — so ein guter Kerl bin ich. Aber reizen mußt Du mich nicht, sonst ist's aus mit uns. Nun will ich Schulden bezahlen und der Abwechslung halber Wein trinken. Adieu, Konrad, heute über vier Wochen sehen wir uns wieder.“

Er wollte das Kabinet verlassen.

„Halt, Fritz!“

„Was willst Du noch?“

„Du besuchst mich nicht wieder in dem Bureau.“

„Wohin soll ich kommen?“

„In meine Wohnung. Die Leute brauchen nicht zu wissen, daß wir in Verbindung stehen.“

„Mir recht.“

„Denke an das, was ich Dir gesagt habe — die geringste Unvorsichtigkeit bringt Dich für das ganze Leben in's Zuchthaus, wenn nicht gar an den Galgen.“

„Werde mich in Acht nehmen; aber sorge für Geld, Konrad, mit mir ist nicht zu spaßen. Auf Wiedersehen!“

Fritz Blei war verschwunden. Zwei Minuten später sah ihn der Meister, der am Fenster stand, zwischen den Balkenlagen des Zimmerplatzes davoneilen.

„Ein gefährlicher Mensch!“ murmelte Gerold. „Um so gefährlicher, wenn er sich nicht verstellt, wenn der Todt Brand's ihm wirklich Furcht eingejagt hat. Der Trunkenbold will sich betäuben! Immerhin, noch fürchte ich Nichts! Blei wird einsehen, daß ein Verrath ihm selbst mehr schadet als mir. Die alte Wiprecht ist nun sichergestellt, das Vermögen bleibt ihr. Geduld, Geduld, mit Jenem, der mir droht, werde ich auch fertig werden. Scheitert der Plan, den ich so künstlich angelegt, so bin ich verloren. Ich habe zu viel gewagt, habe zu große Bauten unternommen. O, wie würden meine Neider und Feinde jubeln, wenn Gerold, den sie für reich halten, seine Insolvenz anzeigte! Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, ehe ich es bis dahin kommen lasse.“

Er nahm einige Bücher zur Hand, ergriff die Feder und begann zu rechnen. So verfloß eine Stunde. Des Meisters Gesicht war sehr ernst geworden! das Resultat seiner Forschungen mochte wohl noch trauriger sein, als er geglaubt hatte. Nachdem er die Bücher in dem eisernen Kassaschranke verschlossen, nahm er Hut und Stock und verließ das Kabinet. In dem Bureau hatte er noch eine kurze Unterredung mit dem Buchhalter. Die kleine Uhr auf dem Schreibtische schlug Neun. Der Meister verließ das Bureau, ohne zu grüßen. Vor dem Hause stand ein leichter, eleganter Wagen, der mit einem schönen Schimmel bespannt war. Herr Gerold warf sich in den weichen Sitz, der Wagen rollte kaum hörbar davon. Der in blaue Livree gekleidete Kutscher hatte bereits

Instruktionen erhalten; er brachte seinen Herrn nach den verschiedenen Bauplätzen in der Stadt.

Wir begleiten den Meister nach einem Baue, der in der Vorstadt ausgeführt wurde. Man errichtete ein großes Fabriksgebäude. Die Zimmerleute waren beschäftigt, die Balken zu dem Dache emporzuwinden. Oben, in schwindelnder Höhe, stand Albert, der als Polier das Fügen des hergerichteten Gebälks leitete. An seinem gelben Strohhute, der das Gesicht vor dem sengenden Strahle der Sonne schützte, flatterte ein schwarzes Band. Man unterschied ihn an der bessern Kleidung von den übrigen Arbeitern.

Meister Gerold, der ausgestiegen, hatte der regen Thätigkeit eine Zeit lang zugesehen. Dann gab er einem Gesellen Auftrag, den Polier zu rufen. Bald darauf trat Albert aus dem Innern des Hauses; er zog respektvoll den Hut und näherte sich dem Meister, der zunächst einige geschäftliche Fragen an den jungen Mann richtete. Dann änderte er plötzlich die Unterredung.

„Man sagte mir, Ihr Vater sei gestorben?“

Mit bebender Stimme antwortete Albert:

„Ja, Herr Gerold.“

„Wann?“

„Vorgestern Mittag.“

Schwere Thränen rannen über die braunen Wangen des Poliers.

„Wann wird das Begräbniß stattfinden?“

„Morgen Abend sechs Uhr. Ich wollte Herrn Gerold bitten, mich morgen Nachmittag von der Arbeit frei zu lassen —“

Der Schmerz hinderte ihn, weiter zu sprechen.

„Sie werden morgen nur bis Mittag arbeiten. Zugleich sagen Sie allen Leuten, die hier beschäftigt sind, daß sie mit zu Grabe gehen. Es sei dies mein Wille, —“

„Herr Gerold!“ rief überwältigt der junge Mann.

„Auch die Arbeiter des Zimmerplatzes werden sich anschließen. Ich gebe Allen von drei Uhr an frei.“

Der Meister winkte mit der Hand, bestieg seinen Wagen und fuhr weiter. Der arme Albert mußte sich auf einem Steinhaufen niederlassen, um die schmerzliche Wehmuth zu bekämpfen, die sich seiner bemächtigte. Das hatte er von dem strengen, theilnahmlosen Meister nicht erwartet, zumal da der Verstorbene schon seit einem Jahre nicht gearbeitet. Sollte Louise den Vater zu diesem hochherzigen Entschluße bestimmt haben? Ja, nur in ihr konnte der schöne Gedanke aufgekeimt sein, den todten Arbeiter auf diese Weise zu ehren.

„Mein Gott, mein Gott, dachte der junge Mann, wäre ich doch nicht so arm! Louise ist ein gutes, treues Mädchen, sie hat den besten Willen; aber wird sie sich nicht endlich der Strenge des Vaters fügen müssen? Die Blicke dieses Mannes durchbohren mich und machen mich zittern — von ihm allein hängt mein Glück ab! Seine kalte Herablassung ist mir eben so fürchterlich als sein stolzes Auffahren.“

Er mußte sich rasch fassen, da vorübergehende Arbeiter ihn beobachteten. Traurig stieg er die Leiter hinan zu seinen Kameraden, die ihn erwarteten. Als er ihnen den Beschluß des Meisters mittheilte, drückten sie laut ihre Zufriedenheit aus. Einige meinten, sie wären dennoch mit zu Grabe gegangen, auch wenn Gerold die Erlaubniß dazu nicht ertheilt

hätte. Man verabredete kurz die Vorbereitungen und ſetzte dann die mühevolle und gefährliche Arbeit fort. Heute ertönte kein Geſang, kein ſcherzhaftes Wort ließ ſich hören — die munteren Burſchen, die ſonſt durch Späſſe das ſauere Tagewerk würzten, ehrten den Schmerz ihres beliebten Kameraden. Der Mittag kam. Die müden Geſellen verzehrten das mitgebrachte kärgliche Mahl und lagerten ſich dann im Schatten des Hauſes, um ein Stündchen zu ruhen. Der harte Stein, die trockene Erde war ihnen ein weicher Pfühl. Ein feſter Schlaf nahm ſie gefangen, bis mit dem Schlage ein Uhr Albert zur Arbeit rief. Ob auch der reiche Meiſter Gerold in ſeinem weich gepolſterten Divan ſo ruhig geſchlafen hat? Wir werden ihn in ſeiner Wohnung aufſuchen.

Viertes Capitel.

Spekulationen.

Um dieſelbe Zeit, als die Geſellen die Arbeit wieder begannen, ging der Meiſter zu Tiſche. Frau Meta Wiprecht war zu Gaſte geladen, was oft zu geſchehen pflegte, und dann verbrachte ſie den ganzen Tag in dem Hauſe der Freundin. Sie hatte ja keine Menſchenſeele, ſo ſagte ſie, die ihr ſo treu anhing, als Cöleſtine, die ſtreng religiöſe Frau. Und die ſtreng religiöſe Frau behauptete, jeder Andere, der ſich der alten Dame nahe, meine es nicht ehrlich, werde nur von Eigennutz getrieben und ſchmeichle, um zu erben.

Cöleſtine ſprach auch von dem Gelde als von einem Teufel, der die Seelen der Menſchen gefangen nähme und von dem Göttlichen abziehe; das Geld habe der Herr auf die Erde geworfen als einen Prüfſtein für die Guten, die ſich dadurch bewährten, daß ſie es verachteten. Frau Cöleſtine zitirte auch oft den Bibelvers: „der Geiz iſt die Wurzel

alles Uebels," und ſie ſelbſt war ſo geizig, daß die Domeſtiken ihre Verwunderung laut darüber ausſprachen. Wie es mit der chriſtlichen Demuth dieſer Dame ſtand, deren ſie eben ſo oft erwähnte als des Geldes, werden wir bald erfahren.

Das Mittageſſen war vorüber. Der Meiſter hatte mit mit einem wahrhaft thieriſchen Appetite geſpeiſt, was die Meiſterin veranlaßte, wenig zu eſſen. Sie wollte das Gleichgewicht herſtellen. Auch hatte ſie heute ein halbes Fläſchchen Wein auf den Tiſch gebracht, natürlich nur für die Mama, deren Kraft und Geſundheit zu erhalten ſie ſich anlegen ſein ließ.

„Du biſt ein Engel!" hatte Frau Wiprecht lächelnd geſagt, als ſie das Glas an die ſchmalen, farbloſen Lippen geſetzt, „Du biſt ein Engel, der himmliſche Belohnung verdient. Ich ſegne Deine treue Fürſorge."

Dann hatte Cöleſtine die Augen geſenkt und, indem ſie die Hände gefaltet, leiſe geantwortet:

„Wenn der Herr in ſeiner unerſchöpflichen Güte und Langmuth mich für würdig hält, dereinſt ſein himmliſches Reich zu betreten, ſo iſt jeder meiner Wünſche erfüllt. Ich thue das Gute, des Guten wegen. Bleibt mein Können hinter dem Wollen zurück, ſo möge es der himmliſche Vater mir verzeihen. Ich wünſche allerſeits geſegnete Mahlzeit!"

Louiſe ſchüttelte im Stillen das reizende Köpfchen, ſeufzte und rief die Magd, daß ſie den Tiſch räume. Der Meiſter gab ſeiner Gattin einen Wink, küßte der Mama die Hand und zog ſich in ſein Zimmer zurück, deſſen beide Fenſter nach dem Hofe hinausgingen.

„Louiſe!“ rief nun die Mutter. „Spiele auf dem Pianino, daß die Mama einſchläft — nicht wahr Sie nicken doch ein wenig?“

„Zehn Minuten, meine Beſte; das Alter hat Gewohnheiten, die es nicht ablegen kann.“

„Sie ſind hier zu Hauſe, Mama. Später machen wir einen Spaziergang und trinken den Kaffee im Freien. Der Tag iſt köſtlich, ſo ganz von Gott geſchaffen zur Freude der Menſchen.“

Sie küßte die Alte und ging.

Frau Wiprecht ſaß auf dem Sopha, Louiſe am Pianino; ſie ſpielte leiſe ein Lied ohne Worte von Mendelsſohn und, man muß es ihr nachrühmen, ſie ſpielte vortrefflich. Es ſprach ſich eine Innigkeit und Zartheit in ihrem Vortrage aus, die Zeugniß von ihrem tiefen Gemüthe ablegte. Und Louiſe liebte ja auch mit der erſten Gluth der Jugend, die Mama ſchlief lange ſchon; aber das junge Mädchen ſpielte immer noch die herrlichen Melodien Mendelsſohn's.

Cöleſtine trat in das Zimmer des Gatten, der ruhig auf einem bequemen Divan ſaß.

„Willſt Du nicht ſchlafen, Konrad?“

„Nein! Ich muß mit Dir ſprechen. Schließe das Fenſter.“

Cöleſtine ſchloß das Fenſter und ſah den ernſten Mann mit einer Miſchung von Furcht und Neugierde an. Sie wußte ſchon, daß ihn ſchwere Sorgen drückten, wenn er ſie zu einer Unterredung aufforderte.

„Unſere Sachen ſtehen ſchlecht, Cöleſtine.“

„Wie? Was meinſt Du?“

„Die Häuſer ſind im Werthe geſunken.“

„Sie werden wieder ſteigen.“

„Wenn es zu ſpät iſt. Ich brauche Geld, viel Geld; muß ich jetzt verkaufen, ſo verliere ich ein anderes Kapital. Ich habe zu viel und zu große Bauten unternommen. Der Grund und Boden iſt theuer bezahlt, das Material bin ich noch ſchuldig — die Lieferanten drängen, es gehen Wechſel von hohem Betrage ein — die Arbeitslöhne müſſen pünktlich gezahlt werden, und in der Kaſſe iſt wenig Geld, Dein ganzes Vermögen ſteckt in den Unternehmungen, die alle eingeſchlagen wären, wenn die Politik mir nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Die Furcht vor Krieg ſchreckt die Kapitaliſten zurück; ſie leihen nicht aus und ſchließen die Käſten. Wer die Kriſis aushalten und benutzen kann, iſt ein gemachter Mann; ich kann es nicht! Die Käufer, die ſich zu den beiden großen Häuſern gefunden, ſind zurückgetreten, ſie wollen den Verlauf der politiſchen Ereigniſſe abwarten. Und eben die Furcht vor Krieg treibt die Spekulanten zur Einziehung ihrer Gelder. So iſt mir eine Hypothek von zwanzigtauſend Thalern gekündigt. Wäre der Verkauf zu Stande gekommen, ſo hätte ich Mittel gehabt — mit einem Worte, meine Lage iſt ſchlecht.“

Cöleſtine kniff die Lippen zuſammen und ſtarrte den Verkündiger dieſer traurigen Botſchaft an.

„Ich muß es Dir ſagen,“ murmelte düſter Herr Gerold, „denn nur mit Dir kann ich mich berathen. Die Leute halten mich für reich, beneiden mich; ach, wüßten ſie, daß die Sorgen mich faſt erdrücken!“

„Konrad, nimm es mir nicht übel —“

„Was?“ fuhr Konrad auf.

„Du allein trägſt die Schuld; Du hätteſt nicht über Deine Kräfte gehen ſollen. Als ich Dir mein Vermögen zur Verfügung geſtellt, glaubte ich nicht —“

„Frau, Du ſprichſt wie Du es verſtehſt!“

„Natürlich, aber mein Verſtand ſieht in den meiſten Fällen richtig. Die letzten zehntauſend Thaler gebe ich nicht her, ſie ſind gut angelegt und mögen bleiben, wo ſie ſind. Sprich kein Wort, es wird vergebens ſein — Louiſens Ausſteuer wird nicht in zweifelhafte Unternehmungen geſteckt. Alſo bis dahin iſt es gekommen! Konrad, nimm es mir nicht übel — Du biſt ein gewiſſenloſer Mann!“

„Frau, reize mich nicht! Wir wollen berathen, nicht zanken! Das Kapital mag Louiſen bleiben; aber die alte Wiprecht ſoll herausrücken. Das Weib beſitzt gegen hunderttauſend Thaler in barem Gelde — wir haben ſie gehegt und gepflegt, haben mit ihr gebetet —“

„Konrad, Konrad! biſt Du von Sinnen?“ ziſchte Cöleſtine wie eine Schlange. „Willſt Du mir das Werk, das ich ſo künſtlich angelegt, zerſtören? Die Mama darf von unſeren Verhältniſſen keine Ahnung erhalten. Sie wird nächſtens freiwillig ihr Teſtament machen; wollten wir ſie drängen, ſo müßte ſie den Einflüſterungen der Leute glauben — wir haben Feinde!“

„Höre mich an, Frau, und was ich Dir ſagen werde, iſt mein feſter Entſchluß. Wir haben viel gethan, um uns in der Gunſt der Alten feſtzuſetzen. Wir haben ſogar — einen Erben beſeitigt! Morgen wird Brand begraben!“ fügte der Meiſter dumpf hinzu.

Cöleſtine lächelte; ihr welkes Geſicht glich einer Fratze.

„Es fällt kein Sperlings ohne des Herrn Willen vom Dache!“ flüſterte ſie. „Brand hat ſterben müſſen, damit wir erben. Und haben wir nicht die gegründetſten Anſprüche auf das Vermögen? Wie iſt es in die Hände Wiprecht's gekommen? Wir wiſſen es! Und Brand war ein ſchlechter Mann, ein herzloſer Bruder. Ohne uns hätte er die eigene Schweſter, den eigenen Schwager angeklagt, und dann wäre das Vermögen verloren geweſen. Noch kurz vor ſeinem Tode hat er gedroht — jetzt iſt er ſtumm, und die Mama kann über ihr Geld verfügen, natürlich zu unſern Gunſten. Nun iſt mein Plan der: Louiſe heiratet Georg Roſe, den hinterlaſſenen Sohn des Kaufmanns, deſſen Vermögen auf Wiprecht übergegangen, und wir haben ein gutes Werk geſtiftet.“

„Georg Roſe!“ murmelte Gerold.

„Er mag ſich mit dem Vermögen, das ihm Louiſe zubringt, etabliren.“

„Und was beginne ich? Cöleſtine ſchaffe Rath! Gib mir nur eine Ausſicht, damit ich mich einrichten kann.“

„Geduld, Geduld!“

„Mit der Geduld iſt es vorbei!“

„Willſt Du Alles verderben?“

„Mein Entſchluß ſteht feſt: bequemt ſich die Alte nicht gutwillig, ſo ſpiele ich darauf an, daß ich den Urſprung ihres Vermögens kenne. Dann ſoll die Furcht helfen.“

„Konrad, Du biſt ein unbeholfener Mann! Falle nicht mit der Thür ins Haus. Hat die Alte uns zu fürchten? Nein! Wie willſt Du den Beweis liefern? Gehen wir nicht mit der größten Schlauheit zu Werke, ſo iſt unſer langjäh-

riges Bemühen umſonſt geweſen. Ueberlaß es mir — hörſt Du? Du kannſt nur dadurch helfen, daß Du freundlich biſt und die mißliche Lage unſerer Verhältniſſe zu verbergen ſuchſt.“

Sie wollte fort.

„Cöleſtine!“

„Was willſt Du noch?“

„Du ſcheinſt Deiner Sache ſicher zu ſein.“

„Das bin ich. Die Mama wird keinen Andern zum Erben einſetzen — ſie hat es ja ſchon oft genug angedeutet. Und ſie kann ja auch nicht anders — wer ſteht ihr näher als wir? Die weitläufigen Verwandten, die noch vorhanden ſind, kennt ſie nicht —“

„Gut!“ rief ungeduldig der Gatte.

„Frau Wiprecht gehört zu unſerer Familie und iſt Louiſens Pathe —“

„Jetzt laß mich zu Worte kommen!“

„Mein Gott, ſo ſprich doch!“

„Ich brauche die zehntauſend Thaler, wenn ich warten ſoll!“

„Konrad!“

„Da Dir die Erbſchaft ſicher iſt, kannſt Du ſie hergeben. Nach der Kriſis bin ich wieder flott und mache gute Geſchäfte. Ich möchte gerne Louiſens Kapital unangetaſtet laſſen; aber es geht nicht. Liefere mir morgen oder übermorgen die Papiere aus. Ich muß den Wechſel meines Holzhändlers einlöſen.“

Cöleſtine zuckte heftig zuſammen.

„Iſt es denn wirklich ſo weit gekommen, Mann?“

„Ja!“ war die finſter ertheilte Antwort. „Ich wollte, der alte Brand lebte noch!“

Meiſter Gerold legte die geballte Fauſt an die Stirn.

„Biſt Du ein Mann?“ fragte Cöleſtine ſpöttiſch. „Muß ich Dir Faſſung und Muth einreden? Du haſt die Hand an den alten Geſellen nicht gelegt —“

„Nein; aber ich bezahle die Hand, die ihm den Todesſtoß gegeben. Blei iſt ein Schurke, der mich ausſaugt.“

„Laß es nur darauf ankommen!“ flüſterte die fromme Frau boshaft. „Blei klagt ſich ſelbſt an, wenn er Dich anklagt. Wahrlich, Du fürchteſt Dich vor den Drohungen eines ſchlechten Subjekts! Was nun das Kapital anbetrifft, ſo werde ich mir die Sache überlegen. Menſch, ich möchte Dich zerreißen, daß Du ſo ſinnlos gewirthſchaftet haſt. Hätte ich das gewußt, ich wäre nie und nimmermehr Deine Frau geworden. Das ganze ſchöne Vermögen iſt dahin! Nein, man möchte verzweifeln!“

Cöleſtine weinte vor Zorn.

„Es iſt nicht dahin!“ murmelte Konrad. „Wie mir, geht es manchem Geſchäftsmanne. Du kennſt nun meinen Entſchluß, richte Dich danach.“

Die Frau ballte krampfhaft die Fäuſte, trat dem Manne näher und wollte ſprechen; ſie war keines Wortes mächtig, der Zorn lähmte ihr die Zunge. Um aber doch ihren Groll zu äußern, ſtampfte ſie mit dem Fuße, gab Konrad einen leichten Schlag auf die Schulter und verließ weinend das Zimmer. Es war ein widerwärtiger, ekelerregender Anblick.

„Geh' nur!“ murmelte ihr der Meiſter nach. „Ich kenne dich, Schlange. Iſt die Erbſchaftsangelegenheit in Ord-

nung, werde ich Deiner Frömmelei ein Ende machen. Und sie, sie hat mir den scheußlichen Rath gegeben. — Ach, ich bin wohl nicht gebildet genug, um das Gewissen zu beschwichtigen. Es ist doch keine Kleinigkeit, einen Mord veranlaßt zu haben. Und Mord bleibt die Geschichte, ich mag sie drehen und wenden wie ich will. Blei war ein Feind Brands; aber er hätte wohl nicht daran gedacht, ihn zu vernichten, wenn ich ihn nicht dazu gereizt hätte. Was einmal geschehen, läßt sich nicht mehr ändern — so will ich denn den möglichsten Vortheil davon ziehen. Cöleſtine will unſere Tochter mit Georg Roſe verheiraten — ich habe nichts dagegen, es ist dies ein gutes Werk — o, wie schlau die Frommen sind! Für Alles haben sie ein Mäntelchen. Mein Weib beschwindelt die Alte, um — Gutes zu thun!"

Meister Gerold dachte noch lange nach über dieses Thema; fehlte ihm auch eine feinere Bildung, so besaß er doch natürlichen Scharfsinn genug, um die Verhältnisse und Personen richtig aufzufassen. Wir fügen hinzu, daß er sein Glück mehr in großen Bauten und in dem Rufe suchte, der bedeutendste Zimmermeister der Stadt zu sein, als in dem Gewinne selbst. Stolz und aufgeblasen, verschmähte er das Geld; er gab gern und viel, wenn seine Freigebigkeit bekannt ward — im Stillen that er Nichts, er war selbst hartherzig den Armen gegenüber, während er oft große Summen bei Gastmälern und Gelagen verschwendete. Es ist dies das charakteristische Merkmal gemeiner Naturen. Frau Cöleſtine dagegen hatte eine gute Erziehung genossen und besaß nicht gewöhnliche Kenntnisse. Wie ist dieses ungleiche Paar zusammengekommen? wird der Leser fragen. Auf die einfachste

Weiſe, auf eine Weiſe, die wir oft in der Welt beobachten können. Cöleſtinens Eltern ſtarben früh; ſie hinterließen der einzigen Tochter ein Vermögen von vierzigtauſend Thalern. Wiprecht, damals ſchon ein wohlhabender Agent, ward zum Vormunde des verwaiſten Mädchens beſtellt, er nahm es zu ſich in das Haus und ſchickte es in gute Lehranſtalten. Schwächlich und nicht ſchön von Körper erregte die fleißige Schülerin wenig Aufmerkſamkeit. Man wußte, daß ſie Vermögen beſitze; trotzdem fanden ſich keine Anbeter. Cöleſtine weinte oft vor Zorn über die ihr widerfahrenen Vernachläſſigungen von Seite gebildeter junger Männer. Da ſorgte der praktiſche Herr Wiprecht für ſeine Mündel. Er hatte Gefallen gefunden an dem Zimmer-Polier Konrad Gerold, der ihm ein Haus gebaut und ſonſt gute Dienſte geleiſtet; Konrad war ein ſtattlicher, friſcher Mann, verſtand ſein Handwerk aus dem Grunde und war bald mit Hilfe ſeines Gönners Meiſter. Cöleſtine, die Vernachläſſigte, gab dem Zureden des praktiſchen Vormundes nach, der ſich ihren Pflegevater nannte, und heiratete aus Groll den Zimmermeiſter, der ihr die zärtlichſten Aufmerkſamkeiten erwies. Herr Wiprecht hatte noch zehn Jahre lang Gelegenheit, die ſonderbare Ehe zu betrachten, die er veranlaßt; dann ſtarb er. Seine Witwe blieb die Hausfreundin des Zimmermeiſters, der gute Geſchäfte machte. Cöleſtine hielt ſich für die Tochter Meta Wiprecht's und glaubte die gerechteſten Anſprüche auf das Vermögen derſelben zu haben.

Da die Witwe einen Hang zur religiöſen Schwärmerei zeigte, ward Cöleſtine Frömmlerin; ſie ſchloß ſich frommen Vereinen an und verbreitete Traktätlein unter den Armen.

Dabei aber vergaß ſie nicht, die Feindſchaft zu nähren, die zwiſchen Meta und ihrem Bruder obwaltete. Sie erforſchte auch mit einem Scharfſinne, der ihrem Manne zu wünſchen geweſen wäre, die Geheimniſſe der Mama und beutete ſie zu ihrem Zwecke aus. So erfuhr ſie die Drohungen des Arbeiters, der für ſeinen Pflegeſohn Unterſtützung forderte; es ſtand alſo der Verluſt des Vermögens in Ausſicht, nach dem Cöleſtine ſtrebte. „Gott wird den treuloſen Bruder ſtrafen," hatte ſie der Alten oft geſagt, wenn dieſe ſich über die Zudringlichkeiten Brands beklagte. Als den alten Zimmergeſellen der Balkenſtoß getroffen, hatte Cöleſtine wehmüthig geflüſtert: „Die Hand des Herrn zeigt ſich! Kein Frevel bleibt unbeſtraft in der Welt!" Das gefiel der Witwe, und als ſie im letzten Winter krank gelegen, als die fromme Cöleſtine Tag und Nacht an ihrem Bette geſeſſen, hatte Meta geſagt: „Du biſt meine Tochter, Cöleſtine, und Louiſe iſt meine Enkelin; ich werde für Euch mütterlich ſorgen, verlaßt mich nur nicht!" Die Alte würde Teſtament gemacht haben, wenn die Krankheit ſich nicht zum Beſſern gewendet hätte. Darauf hatte ſie geſagt: „ich bereite meiner guten Cöleſtine eine Ueberraſchung vor." Und Cöleſtine hatte geantwortet: „Wenn ich nach irdiſchen Gütern trachte, ſo geſchieht es meines Kindes wegen, das ich nicht glücklich genug machen kann; außerdem müſſen Sie, Mama, danach trachten, daß Ihr ſauer erworbenes Vermögen in würdige Hände kommt, ſonſt wird es zu ungeiſtlichen Zwecken verwendet. Louiſe wird ſich nur mit einem fromm geſinnten Manne vermälen. Die Mama hatte lächelnd geflüſtert: „Ich kenne meine Pflicht."

So ſtanden die Dinge, als die geſchilderten Ereigniſſe eintraten.

Cöleſtine hatte raſch Toilette gemacht. Man mußte es ihr nachrühmen, daß ſie die Wahrheit geſagt, wenn ſie behauptete, der irdiſche Flitter gelte ihr Nichts. Sie war auffallend einfach gekleidet.

Die Mama hatte ihr Schläfchen vollendet.

„Du haſt köſtlich geſpielt, Louiſe!“ ſagte ſie gähnend.

„Haben Sie denn mein Spiel gehört?“

„Wie eine ferne, liebliche Muſik. Und dabei habe ich ſehr angenehme Träume gehabt. Ich danke Dir, mein gutes Kind!“

„Sie wiſſen, Mama, daß ich Ihnen gern eine Freude bereite.“

Louiſe ſeufzte tief und ſchwer.

„Was haſt Du, meine Gute? Wenn ich nicht irre, ſehe ich Thränen in Deinen Augen.“

„Ja, ich habe unwillkürlich weinen müſſen.“

„Worüber?“

„Ich dachte an Ihren todten Bruder, den ich in ſeinem Bette geſehen. Wie friedlich war der Ausdruck ſeines hagern Geſichts —“

„Laß das, Kind, laß das!“

„Mama, Andreas Brand war Ihr Bruder —“

„Leider war er es. Er hat mir viel Sorgen, viel Kummer bereitet.“

„Sie zürnen ihm doch nicht mehr?“

„Nein, der Tod hat mich mit ihm verſöhnt. Aber ſprechen wir doch nicht davon, Louiſe, es ſtimmt mich traurig

und ich bedarf der Heiterkeit des Gemüths, wie der Arzt meint."

Louise ſtand vor der Alten.

„Mama," ſagte ſie ernſt, „morgen gegen Abend wird Ihr Bruder begraben."

„Ich weiß es."

„Seine Kameraden geben ihm das Geleite."

„Das iſt ſehr ſchön!"

„Auch Sie werden doch auf dem Friedhofe ſein?"

„Du kennſt meine Nervenſchwäche — die Trauerzeremonie würde mich ſehr angreifen."

„Nein, Mama, dem Bruder müßte ich die letzte Ehre erzeigen, und ſollte ich darüber krank werden. Was auch ſollten die Menſchen denken, wenn die einzige Schweſter fehlt?"

„Louiſe!" rief vorwurfsvoll die Mutter, die eintrat. „Schweige von Dingen, die Du nicht verſtehſt."

„Mutter, ich glaube doch wohl — Alle unſere Geſellen bilden einen Zug."

„Mit den Männern iſt es anders. Für eine Frau von Stande ſchickt es ſich nicht, an dem Zuge theilzunehmen. Und Mama iſt eine Frau von Stande. Man muß dem Dekorum Rechnung tragen, wenn man nicht beſpöttelt ſein will. Dies jedoch allein würde mich nicht veranlaſſen, abzurathen — Leichenfeierlichkeiten haben ſtets etwas Ergreifendes, und ich würde verzweifeln, wenn die Mama krank heimkehrte und wohl gar den Tod davon hätte. Du kennſt ihr weiches Gemüth, ihr gutes Herz. Wollten wir zurathen, ſo müßte es ſcheinen, wir hofften auf den Tod der guten

Mama, die Gott noch recht lange erhalten möge. Gehe, hole Hut und Shawl, wir wollen eine Promenade machen.“

Gewaltsam drängte die Mutter ihre Tochter nach der Thür. Louise fühlte einen Kniff in den Arm.

„Dummes Geschöpf!“ zischte Cölestine. „Kümmere Dich nicht um ungelegte Eier. Sprichst Du noch ein Wort, so —“

Louise sah die hagere Hand nicht mehr, die pantomimisch eine Ohrfeige andeutete. Der frommen Cölestine ging die Galle über; aber doch lächelte sie, als sie sich zu Frau Wiprecht wandte:

„Man hat immer noch seine liebe Noth mit dem Mädchen; es schwatzt Dinge, die es nicht verantworten kann. Sie werden nicht nach Buchau gehen; ich bin froh, daß Sie sich einer guten Gesundheit erfreuen. Wir beten für den Verstorbenen ein Vaterunser, was dem Herrn angenehmer ist, als das Prunken mit dem Schmerze.“

„Cölestine, Du bist ja so erregt!“

„Ach, es geht nicht Alles, wie es gehen soll.“

„Was ist denn geschehen?“

„Konrad hat seinen bösen Tag. Leider sehe ich immer mehr ein, daß wir uns in ihm getäuscht haben. Wenn der selige Vater ihn beobachten könnte —“

„Mein Mann hat es gut gemeint, als er die Verbindung zu Stande brachte —“

„Nun ja; aber es wäre doch besser gewesen, wenn sie unterblieben wäre. Ich will nicht murren, denn der Herr

hat Alles gefügt; er wird mir auch Geduld verleihen, das zu ertragen, was er mir auferlegt. Ich hoffe auf Sie, Mama; in Ihrer Nähe finde ich Troſt — kommen Sie, wir wollen in Gottes freie Natur gehen, daß der Geiſt ſich zu dem Schöpfer erhebe und kleinliche Sorgen vergeſſe."

Nach zehn Minuten erſchienen drei Damen auf der Promenade; es waren Frau Meta, Frau Cöleſtine und Louiſe.

Sie gingen nach einem dicht an der Stadt gelegenen Garten, um unter ſchattigen Bäumen den Kaffee zu trinken.

Einige Elegants machten ihre Bemerkungen über die bildſchöne, blühende Louiſe, die ſie mit einer Roſenknospe zwiſchen abgeblühten Sonnenroſen verglichen.

Fünftes Capitel.

Das Begräbniß eines Arbeiters.

An der äußersten Spitze von Buchau liegt die Dorfschenke, umgeben von einem großen Garten. An schönen Abenden in der Woche finden sich häufig Spaziergänger aus der Stadt ein, die sich erquicken und dann den Weg fortsetzen.

Sonntags aber tummeln sich lustige Gäste in den schattigen Lauben und aus den Fenstern des Saales erschallt die Tanzmusik. Der Arbeiter, der die ganze Woche sich's hat sauer werden lassen, gibt sich der Zerstreuung, der Heiterkeit hin. Er vergißt für einige Stunden der Sorgen und Lasten.

Heute ist es Mittwoch.

Der Nachmittag ist schön, in den Bäumen singen die Vögel und über den Saatfeldern, die sich rings um die Schenke ausbreiten, jubelt die Lerche ihren Gesang durch den

Bayerische Staatsbibliothek München

blauen Aether. Kein Lüftchen regt ſich; es iſt ſchwül. Silbern webt der Sonnenſchein in dem dunkelgrünen Laube der hohen Buchen, die in Gruppen das roth bedachte Haus umſtehen.

Ein Mann trat durch die Thür, die von dem Felde n den Garten führt. Es war eine ſeltſame Erſcheinung. Die neuen modiſchen Kleider, die er trug, paßten nicht zu ſeinem braunen, aufgedunſenen Geſichte. Das feuchte Haar hing wirr unter dem hellgrauen Cylinderhute herab. Seine gerötheten Augen verriethen die Erregung, die der ſtarke Genuß geiſtiger Getränke erzeugt; ſchwankend ſtützte er ſich auf den ſtarken Rohrſtock mit glänzendem Knopfe. Es war Fritz Blei, der feiernde Zimmergeſelle, den wir in dem Bureau des Meiſters Gerold kennen gelernt haben.

Aufathmend blieb er in dem ſchattigen Giebel ſtehen. Er zog das Taſchentuch und trocknete das Geſicht. Der neue Hut fiel zu Boden. Fritz hob ihn mühſam empor, und warf ihn auf den nächſten Tiſch.

„Wo bin ich denn?“ fragte Fritz mit ſchwerer Zunge. „Habe einen weiten Weg gemacht — wohin bin ich denn gekommen?“

„Nach Buchau, Herr!“ antwortete ein Kellner, der aus dem Hauſe herbeigeſprungen war. „Die Reſtauration iſt gut, ſie kann mit Allem dienen.“

„Buchau, Buchau!“

Fritz ſtarrte den Giebel des Hauſes an. Sein Auge gewöhnte ſich an die Dämmerung, die unter den dichten Bäumen herrſchte. Seit vielen Jahren hatte er das Dorf nicht beſucht, es war ihm faſt fremd geworden.

„Ich bin müde!“ ſtammelte er. „Und durſtig!“

„Was befehlen Sie?“

„Wein, Wein, heute will ich nur Wein trinken.“

Der Kellner lächelte über den Betrunkenen und ging. Fritz ließ ſich auf der nächſten Bank nieder und legte den ſchweren Kopf auf den Tiſch. Er ſchien zu ſchlafen. Als der Kellner den Wein brachte, regte ſich der Gaſt nicht. Flaſche und Glas ſtanden vor ihm. Fritz Blei hatte ſich in einem Kleiderladen neu koſtümirt, hatte dann eine Landpartie unternommen und viel getrunken, und war, nachdem er lange durch das Feld geirrt, betäubt und müde bei der Schenke angekommen.

Von der Straße aus trat ein zweiter Gaſt ein.

Es war ein Wandersmann. Mühſam ſchleppte er das ſchwere Felleiſen, das ihm nachläſſig auf den Schultern hing. Die beſtaubten Füße verriethen, daß er einen weiten Tagemarſch gemacht hatte. Seine Kleidung war ärmlich, hier und dort zerriſſen. Die blaue Blouſe, die den hagern Körper bedeckte, war dünn und verwaſchen. Als er den breitkrämpigen zerdrückten Hut zog, zeigte ſich ein ſchöner Greiſenkopf. Weißes Haar, noch ziemlich ſtark, hing ſchlicht in den Nacken herab. Der eben nicht ſorgfältig gepflegte Bart war weiß und voll wie das Haupthaar. Mangel, Elend und Strapazen hatten dem durchfurchten Geſichte ihren Stempel aufgedrückt.

Der Greis legte ſein Felleiſen auf den langen Tiſch, an deſſen Ende Fritz Blei ſchlief. Er ſelbſt ſank ächzend auf der Bank nieder.

Der Kellner trat ihm näher mit der weltbekannten fragenden Kellnermiene.

„Brod und ein Glas Bier!“ forderte die matte Stimme des Wandersmannes.

„Sogleich!“

Der Kellner ſprang in das Haus.

In langen Zügen athmete der Greis die kühle Luft des ſchattigen Gartens. Er trocknete mit einem Tuche von blauem Kattun die feuchte Stirn und zog ſein Lederbeutelchen, das durch einen langen Riemen an dem hagern Halſe befeſtigt war. Das Beutelchen enthielt nur wenig Kupfermünzen, vielleicht waren es Almoſen, die der Wanderer von mitleidigen Menſchen erbeten hatte. Er rechnete; ſein Geſicht ward traurig.

„Ich muß mich ſtärken!“ murmelte er. „Seit dem frühen Morgen iſt kein Biſſen über meine Lippen gekommen, und ich habe einen weiten Weg gemacht. Der Himmel wird ja wohl dafür ſorgen, daß ich für die Nacht ein Obdach finde. In kurzer Entfernung liegt die Stadt, ich habe die Thürme ſchon geſehen — vor Anbruch des Abends werde ich dort ſein.“

Noch einmal zählte er ſeine Münzen. Bitter lächelnd drückte er das leere Beutelchen zwiſchen den bebenden Fingern.

„Ach, ich führe ein trauriges Leben! Ich weiß heute nicht, wovon ich morgen leben ſoll. Doch, warum klage ich denn? Ich bin ja am Ziele meiner langen, mühſeligen Wanderſchaft. Vielleicht iſt mir das Glück noch einmal günſtig —“

Der Kellner brachte das Verlangte. Der Anblick des kräftigen Brodes und des ſchäumenden Bieres ſtimmte den Erſchöpften heiter. Er zahlte und begann haſtig ſein Mahl.

„Wie heißt dieſes Dorf?“ fragte er ſpeiſend.

„Buchau.“

„Und wie weit iſt es bis zur Stadt?“

„Kaum eine Stunde.“

Eine Gruppe Spaziergänger, Herren und Damen, trat in den Garten. Lachend nahmen ſie in einer der Lauben Platz, die dicht an der Hecke ſtanden. Der Kellner, der zu ihnen eilte, empfing zahlreiche Aufträge; er ſprang von der Laube zu dem Hauſe, von dem Hauſe zu der Laube, bald Flaſchen, bald Teller und Taſſen tragend. Das waren Gäſte die dem Wirthe Verdienſt brachten; ſie wollten einen heitern Abend auf dem Lande verleben und ſich gütlich thun.

„Ah, da kommt Georg Roſe noch!“ rief einer der jungen Männer, der über den Zaun hinwegſah. „Er hält Wort, und das iſt ſchön. Schon hatte ich ihn aufgegeben.“

„Guten Abend, Georg!“ riefen drei Andere.

Eine Stimme aus der Ferne dankte.

Fünf Minuten ſpäter erſchien ein elegant gekleideter junger Mann, der den Hut in der Hand trug und mit einem Tuche von gelber Seide ſich Luft zufächelte. Sein Geſicht, intereſſant und vornehm, war vom raſchen Gehen erhitzt.

„Ich komme ſpät, aber ich komme!“ rief er, der Laube näher tretend. „Nachdem ich die Poſt expedirt, habe ich mich ſelbſt expedirt. Ihr hättet einen andern Ort wählen ſollen.“

„Warum? Warum?“

„Buchau liegt eine Tagereiſe von der Stadt.“

„Aber es liegt reizend, und wir ſind hier ungeſtört. Der Park dieſer Schenke ſucht vergebens ſeines Gleichen. Hinter uns Wald, vor uns Feld —“

Georg küßte einer jungen Dame die Hand.

„Charlotte, Sie ſind bewunderungswürdig!“ rief er begeiſtert. „Ihre Toilette iſt klaſſiſch —“

Die Angeredete war wirklich ſchön. Jung, blond, weißen Teint, rothe Wangen und ſchlanker Wuchs vereinigten ſich zu einem pikanten Ganzen. Der große Strohhut mit blauem Bande beſchattete ein allerliebſtes Geſicht. Das weiße Kleid zeichnete üppige Körperformen ab.

„Eine Toilette für das Land!“ rief ſie lachend.

„Sie iſt einfach, aber reizend.“

Georg umfaßte die Taille Charlotte's, drückte den ſchlanken Körper an ſich und küßte die ihm zugewendete Wange.

Charlotte duldete es mit Widerſtreben; aber ſie duldete es.

Bald war der Tiſch in der Laube mit Speiſen und Getränken beſetzt. Die Küche der Schenke mußte das Beſte liefern. Der Bratenduft zog bis an den Tiſch des Wanderers, der ſein frugales Mahl verzehrt hatte.

„Ach,“ murmelte er ſchmerzlich vor ſich hin, „ich beneide jene Menſchen, die ſich des Lebens ſorglos freuen können — ſie haben Ueberfluß; mir fehlt oft das Nothwendigſte. Und ich bin alt und grau, bin aufgerieben von Sorgen und Kummer!“

Er verſank in düſteres Nachdenken. Das Lachen und Scherzen der Geſellſchaft mochte ihn traurig ſtimmen. Seufzend

fuhr er mit der Hand durch das graue Haar, als ob er an einen herben Verluſt erinnert würde. Jetzt erwachte Fritz Blei. Der kurze Schlaf hatte ihm das Blut ein wenig abgekühlt. Gähnend und die Arme emporreckend ſah er um ſich.

„Ich bin nicht allein, da iſt Geſellſchaft! Das iſt mir lieb! Ein alter Handwerksgeſelle! He, Alter, rückt doch zu mir! Wenn man trinkt, muß man luſtig ſein, und um luſtig zu ſein, braucht man Geſellſchaft! Hier iſt Wein, trinkt!“

Und Fritz Blei ſchwang die Flaſche.

„Kellner, noch ein Glas!“

„Gleich, gleich!“

Der Gerufene verſchwand in dem Hauſe. Fritz Blei rückte dem Fremden näher, der mit lüſternen Blicken nach der Flaſche ſchielte.

„Ich habe lange keinen Wein getrunken!“ murmelte er dabei. „Und heute gerade bin ich recht müde und durſtig — Wein iſt doch beſſer als Bier.“

Der Zimmergeſelle ſaß neben ihm.

„Alter, trinke ſo viel als Du magſt!“ ſtammelte der halb berauſchte Blei. „Ich freue mich, wenn es einem armen Schlucker ſchmeckt. Trinke, ich bezahle Alles!“

Der Kellner hatte die Gläſer gefüllt.

„Was haſt Du für ein Handwerk?“ fragte Fritz.

„Ich bin Maurer.“

„Hollah, ich bin Zimmermann. Das Gewerk ſoll leben!“

„Es lebe hoch!“

Beide leerten die Gläſer. Der Fremde erkannte ſofort den Zuſtand deſſen, der ihn bewirthete. Fritz war lebhaft

geworden, er freute ſich, einen Geſellſchafter gefunden zu haben. Der Aufwärter mußte mehr Wein bringen. Er brachte ihn, verlangte aber deſſen Zahlung. Fritz warf eine Banknote auf den Tiſch.

„Das Geld iſt Nichts!“ rief er. „Plunder, elender Plunder! Leben muß man, luſtig leben, und die Sorgen vergeſſen. Heute will ich vergnügt ſein, ich habe mir vorgenommen! Hurrah, das Gewerk hoch!“

Er ſchüttete den Inhalt eines Glaſes in die Kehle.

„Nun werde ich wieder friſch!“ fügte er hinzu. „Die Zunge war trocken wie heißer Sand. Und der Wein iſt gut.“

„Haſt Du denn Sorgen?“ fragte verwundert der Fremde.

„Eigentlich nicht; nein ich habe keine Sorgen, will auch keine haben! Ein Narr bin ich nie geweſen — Ich habe ja meine Rente. Da ſieht man, wie es einem alten Geſellen geht. Freund, Du biſt wohl lange ohne Arbeit geweſen?“

„Ach ja; man weiſt mich zurück, weil man mir keine Kräfte mehr zutraut.“

„Man weist Dich zurück?“

„Ja, ja!“ murmelte traurig der Greis. „Da ſchleppe ich mich denn von einem Orte zum andern.“

„Das ſollſt Du nicht mehr; ich ſorge für Dich. Trinke nur, gieße Kraft in die vertrockneten Adern. Wer Hirn im Kopfe hat, kommt ſchon durch. Siehſt Du die vornehmen Leute dort in der Laube?“

„Ich ſehe ſie.“

„Frage, woher ſie das Geld nehmen — von den Armen, die für ſie arbeiten müſſen. Was wären denn die Reichen, wenn es keine Arme gäbe? Nichts, Lumpen wie der Bettler, der ſich auf der Landſtraße fortſchleppt.“

Fritz brach in ein rohes Lachen aus, das weithin durch den Garten ſchallte.

Der Greis ſah ſich ängſtlich nach der Laube um.

„Nicht ſo laut, Zimmermann; wir können ja vergnügt ſein, ohne Andere zu beläſtigen.“

„Meinſt Du, ich habe Furcht? O nein, ich trete Jedem unter die Augen, und wäre er Millionär. Wein, ich kann ihn bezahlen!“

„Dein Wohl,“ ſagte der Maurer, indem er das Glas nahm.

„Gut, auf mein Wohl!“

Sie tranken.

Fritz öffnete die Kleider und athmete kühle Luft ein. Es war ihm zu heiß geworden. Der Schweiß rann ihm in Strömen über das dunkel geröthete Geſicht. Die neuen modernen Kleider, die er trug, erhöhten das Widerwärtige und Gemeine in ſeiner Erſcheinung.

„Hier ſind Cigarren!“ rief er, und warf ein Bündel auf den Tiſch. „Feuer!“ brüllte er mit ſtarker Stimme durch den Garten.

Der Kellner bediente die Beiden, die nun rauchten und das Geſpräch ruhiger fortſetzten. Dem Zimmermann war die Zunge wieder ſchwer geworden; der Maurer gab ſich mit der Behaglichkeit dem Genuſſe hin, die langes Entbehren erzeugt.

„Eine läſtige Geſellſchaft!“ meinte Charlotte, die durch die Blätter der Laube ſah. „Die rohen Menſchen flößen mir Furcht ein.“

„Ich ſchütze Sie!“ tröſtete Georg Roſe.

Die Schöne blickte ſchelmiſch lächelnd zur Seite.

„Haben Sie wirklich den Muth dazu?“

„Ich ſchütze Sie nicht nur hier, dieſen Nachmittag, — nein, Charlotte, für das ganze Leben!“ flüſterte er an ihrer Wange. „Ich liebe Sie!“

„Herr Roſe, ich glaube Ihnen nicht!“

„Das iſt eine bewundernswerthe Offenheit!“ entgegnete der junge Mann.

„Mag ſein; aber ich bin ſie Ihnen und mir ſchuldig.“

„Erklären Sie ſich, Charlotte!“

Die Geſellſchaft hatte ſich zerſtreut; die Beiden, die das Geſpräch führten, befanden ſich allein in der Laube. Das hatte Charlotte ſchon bemerkt. Verlegen blickte ſie einige Sekunden auf ihr weißes Spitzentuch, dann hob ſie langſam die ſeidigen Wimpern und ſah mit ihren großen dunklen Augen den Harrenden an. Das Mädchen war eine Schönheit, eine eigenthümliche Schönheit. Die Elegants in der Stadt nannten ſie „das ſchöne Lottchen.“ Wir lernen ſie ſpäter näher kennen.

„Charlotte!“ rief Georg, hingeriſſen von ihrem Blicke.

„Georg, Sie geſtehen heute unumwunden, daß Sie mich lieben —“

„Und ich habe mich lange nach dem Augenblicke geſehnt, der mir geſtattete, Ihnen dies für mich wichtige Geſtändniß abzulegen. Liebe ich hoffnungslos?“ fragte er ſchmachtend.

„Ich muß eines Gerüchtes erwähnen, das mir zu Ohren gekommen.“

„Sie spannen mich auf die Folter, Charlotte!“

„Man erzählt, daß Ihnen eine reiche Partie in Aussicht stehe —“

„Ah, das ist es!“

„Sie wissen, ich bin arm —“

„Arm an Glücksgütern!“

„Daß ich von meiner Hände Arbeit lebe.“

„Aber Sie sind reich an Schönheit und Liebenswürdigkeit.“

„Der Kaufmann,“ fuhr Charlotte rasch fort, „braucht Geld, um sich selbstständig zu machen. So sagt meine Mutter, und ich begreife, daß sie Recht hat. Bedenken Sie, Herr Rose, in welche Lage ich gerathe, wenn es Ihnen unmöglich werden sollte, mich für das ganze Leben zu schützen, wenn Sie gezwungen wären, mich aufzugeben. Mag es auch Ueberwindung kosten — wäre es nicht besser, wir knüpften nie ein Band, als daß wir uns Beide der Pein aussetzten —“

„O, Charlotte, da höre ich die bedächtige, alles erwägende Mutter!“

„Und die Mutter will nur mein Bestes. Sie hat erfahren, daß Louise Gerold, die Tochter des reichen Zimmermeisters — Ihnen bestimmt ist.“

„Ich kann nicht lügen, Charlotte, es ist wahr! Aber zu einem Kontrakte gehören bekanntlich zwei Parteien — Hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie zu sehen und kennen zu lernen, ich würde mich vielleicht um Louise Gerold be-

müht haben. Vielleicht, merken Sie wohl auf! Mein Prinzipal ist ein Bekannter Gerold's, oder vielmehr der Frau Gerold. Da mögen denn Beide den Heiratsplan entworfen haben. Wahrhaftig, Charlotte, ich bin erstaunt über die Menschen, die so elterlich für mich sorgen. Wie kommt der arme Kommis dazu, daß man ihm ein reiches Mädchen anbietet?"

„Louise liebt Sie!" meinte Charlotte.

„Wir haben uns wenig gesehen, kaum kennen gelernt. Aber Louise, so schön sie auch ist, gefällt mir nicht — sie ist eine Frömmlerin wie die Mutter — ihr stilles, fast furchtsames Wesen stößt mich ab — ich bin heitern Temperaments, bewege mich gern in frohen Kreisen und liebe lebhafte Unterhaltung. Alles dies finde ich bei Louise Gerold nicht; aber Sie bieten es mir, Charlotte, Sie üben eine Anziehungskraft auf mich aus, daß ich verzweifeln möchte, wenn ich Sie zwei oder drei Tage nicht gesehen habe. Louise Gerold läßt mich kalt und gleichgültig. Sie erwähnten des Vermögens, Charlotte, und der Zukunft — ich bedarf des Geldes nicht, da ich Kenntnisse besitze, die ein Kapital repräsentiren. Die Stelle eines Buchhalters oder Korrespondenten in einem großen Hause ist mir gewiß — Charlotte, mit einem Jahresgehalte von tausend Thalern läßt es sich gemächlich leben."

„Tausend Thaler!" rief die Schöne erstaunt.

„Und vielleicht noch mehr."

„Sagen Sie das meiner Mutter, Georg."

„Und Sie, Charlotte?"

„Ach, ich bin sehr genügsam; wenn mein Herz Befrie-

digung findet, habe ich keinen Wunsch. Gewöhnt an ein eingezogenes, arbeitsvolles Leben — Georg, wenn Sie auch nicht tausend Thaler Gehalt beziehen, es kann auch etwas weniger sein — während Sie im Komptoir sind, werde ich zu Hause arbeiten, dann verdienen wir Beide. Es kommt nur darauf an, daß Sie zufrieden sind. Ach, mein Gott, was spreche ich denn da!"

Charlotte erschrack so heftig, daß sie am ganzen Körper zitterte.

„O, mein liebes Kind," rief der junge Mann, „ich habe einen Blick in Ihre Seele gethan, der mich mit Entzücken erfüllt! Nicht wahr, Sie haben sich schon mit unserer Zukunft beschäftigt? Aber warum zittern Sie, warum wenden Sie die Blicke ab von mir? Sehen Sie mich nur an mit Ihren schönen Augen — Mein Gott! Nun rollen sogar Thränen über Ihre Wangen!"

Sie fuhr rasch mit dem Tuche über das glühende Gesicht.

„Herr Rose," stammelte sie, „ich habe mich vergessen, habe zu viel gesagt — das war unvorsichtig und schickt sich vielleicht nicht — aber da Sie einmal wissen, was ich denke und fühle, bitte ich Sie, mich nie wieder aufzusuchen, wenn Sie es nicht aufrichtig mit mir meinen. So nur wird es mir möglich sein, Ruhe und Fassung zu gewinnen."

„Nein, Charlotte, nein!" rief Georg gerührt. „Ich habe erkannt, daß Sie ein Engel sind und diesen Engel für immer mir zu gewinnen, wird von diesem Augenblicke an mein eifriges Bemühen sein. Zählen Sie mich nicht zu der Klasse leichtfertiger Männer, die mit den Gefühlen des Her-

zens ein Spiel treiben — ich, liebe Sie aufrichtig und wahr —"

„Georg, Georg!"

„Sagen Sie das Ihrer Mutter —"

„Ich muß Ihnen ja glauben, Georg!"

„Bereiten Sie meinen Besuch vor und verscheuchen Sie die Bedenken der sorgsamen Mutter."

Er zog sie sanft an sich und bedeckte ihren feinen Mund mit Küssen. Leise schluchzend lag Charlotte an seiner Brust; sie konnte von ihrem maßlosen Glücke nur durch Thränen sprechen. Das arme achtzehnjährige Mädchen sah einen Wunsch verwirklicht, den sie still und unter Zittern und Zagen genährt hatte. Georg war seit dem ersten Augenblicke, daß sie ihn gesehen, das Ideal ihrer Liebe gewesen.

Aber auch der junge Kaufmann liebte ernstlich, die Worte, die er gesprochen, waren der getreue Ausdruck seiner geheimsten Gedanken und Gefühle. Er wäre wohl nicht nach Buchau gekommen, wenn er nicht gewußt, daß Charlotte sich der verabredeten Landpartie angeschlossen.

Noch hielt er die Geliebte umschlungen, als sich die ernsten Klänge eines Chorals vernehmen ließen.

„Was ist das?" fragte sie verwundert, indem sie sich sanft seinen Armen entwand.

Georg lauschte.

Von dem äußersten Ende des Dorfes her erklang die Musik; sie kam langsam näher.

Feierlich fromm erklang sie durch das stille Feld, über dem bereits die Ruhe des nahenden Abends ausgebreitet lag.

„Ein Choral!" flüsterte Georg.

Charlotte war an den Zaun getreten, so daß sie den sich abwärts senkenden Weg übersehen konnte.

„Ein Leichenzug!“ rief sie aus.

Georg stand ihr zur Seite.

Der Sarg ragte schwarz aus dem gelben Kornfelde empor.

Es war ein ergreifender Anblick.

Durch die Musik aufmerksam gemacht, kamen die Gäste und die Bewohner der Schenke herbei.

Auch der fremde Zimmermann und Fritz Blei standen an dem Zaune.

„Wen begräbt man?“ fragten die Gäste.

Der Wirth, ein behäbiger, kugelrunder Mann, antwortete dienstfertig:

„Den alten Zimmergesellen Andreas Brand! Er hat sehr lange krank gelegen!“

„Oh! oh!“ murmelte Blei.

Und mit beiden Händen ergriff er den Zaun, um sich fest zu halten.

Der fremde Greis wandte sich hastig an den Wirth.

„Wen trägt man zu Grabe?“

„Andreas Brand.“

„Er war Zimmergesell?“

„Ja! Vor einem Jahre brachte man ihn verwundet heim; er hatte einen Balkenstoß auf die Brust erhalten. Der arme Mann hat viel gelitten. Gott habe ihn selig.“

Und der Wirth nahm das schwarze Käppchen ab, daß seine große Glatze sichtbar ward.

„Brand! Brand!“ wiederholte murmelnd der Betrunkene.

„Lieber Herr,“ fragte der Greis, „haben Sie den Verstorbenen näher gekannt?“

„Ei, das will ich meinen!“ antwortete der Wirth. „Ich werde doch meinen Nachbar kennen! Er war ein rechtschaffener Mann. Schade, daß seine Schwester —“

„Frau Wiprecht?“

„Ja wohl, Frau Wiprecht; sie hat sich wenig um ihren kranken Bruder gekümmert.“

„Lebt die Frau noch?“

„Herrlich und in Freuden!“

Der Zug nahm jetzt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Niemand achtete mehr auf den Berauschten, der seine Hände an den Dornen der Hecke blutig drückte, ohne es zu gewahren. Eine entsetzliche Bläſſe überzog das aufgedunsene Gesicht Fritz Blei's, und trotz dieser Erregung schien es, als ob er in thierischer Stumpfheit das Schauspiel anstarrte, das sich nun darbot.

Neben ihm stand der fremde Maurer, entblößten Hauptes, die Hände zum Gebete verschränkt. Die jungen Leute, die ihre Luſt unterbrochen, hatten sich in der Laube zu einer stillen Gruppe zusammengestellt.

Der Zug ging langsam auf dem Feldwege vorüber.

Zwei Marschälle, ältere Zimmergesellen, eröffneten den Kondukt. Sie waren schwarz gekleidet, und von ihren Hüten herab, die sie auf dem Arme trugen, wallten Trauerschleier. Hinter ihnen schritt das Musikchor, ernst und würdig den Choral blasend. Die einfachen Klänge ergriffen tief das

Herz der Hörer. Den Muſikern folgte ein junger Zimmermann, der einen ſchönen Palmzweig trug. Dann kam der Sarg, behangen mit dem Leichentuche des Gewerks. „Friede ſeiner Aſche“ ſtand in großen Silberbuchſtaben auf dem ſchwarzen Tuche. Ein Cypreſſenkranz ſchloß das Gebet ein, das Viele im Stillen wiederholten: „Friede ſeiner Aſche!“ Ach, wie Mancher findet erſt dann den erſehnten Frieden, wenn er zu Aſche geworden!

Hinter dem Sarge ſchritt, von Schmerz tief gebeugt, der Pflegeſohn des Verſtorbenen, der einzige Verwandte, und nur verwandt durch die Liebe, die den Pflegevater mit dem Angenommenen verband. Die Schweſter, die reiche und nervenſchwache Frau, verwandt durch die Bande des Bluts, machte in dieſem Augenblicke eine Spazierfahrt mit Frau Gerold und beide unterhielten ſich über die Verwerthung des kleinen Grundſtücks, das der Zimmergeſelle, der halsſtarrige Bruder, hinterlaſſen hatte.

Albert weinte nicht, denn er hatte keine Thränen mehr; aber in ſeinem bleichen, kummervollen Geſichte ſprach ſich der Gram aus, der an ſeinem Herzen nagte. Die kräftige, jugendliche Geſtalt war gebeugt, niedergeſchmettert. Man ſah es wohl, daß er mit übermenſchlicher Kraft nach Faſſung rang, um ſeinen Schmerz nicht zur Schau zu ſtellen. Dem Sohne zur Seite ging Elſe, die treue Magd.

Den Beiden folgte der Pfarrer mit den Schulknaben des Dorfs.

Die Muſik ſchwieg und die Knaben begannen ein Lied mit ihren kindlich hellen Stimmen.

Nun kam der lange Zug der ſonntäglich geſchmückten

Zimmergeſellen. Man las es in ihren traurigen Zügen, daß ſie den Heimgegangenen, der in der Erfüllung ſeiner Pflicht verunglückt, innig bedauerten und daß ſie ihn als einen treuen Kameraden geachtet und geliebt.

Der Zug war vorüber. Man hörte die Trauermuſik wieder, die immer ſchwächer ward.

Blei ſchlich von dem Zaune zurück und ſetzte ſich ſtill an den Tiſch.

Plötzlich ergriff er das Glas und trank es haſtig aus. Er füllte es noch drei, viermal und verſchlang den Wein. Sein bleiches Geſicht ward wieder roth, ſein erloſchener Blick erhielt wieder Glanz.

„Poſſen!“ murmelte er. „Wir Alle müſſen ſterben, ob ein Jahr früher oder ſpäter — was kommt darauf an? — Und trage ich allein die Schuld? Da iſt Meiſter Gerold ein anderer Mann —“

Er ſtockte und ſah erſchreckt um ſich. Es hatte Niemand ſeine Worte gehört.

„Kellner, Wein, mehr Wein!“ brüllte er. „Ich will trinken und luſtig ſein! O, wie heiß iſt es hier! Kalten Wein!“

Fritz Blei ſchlug mit dem Stocke auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten.

Man brachte ihm, was er gefordert.

„Wo iſt mein Kamerad?“

Der Alte kam zurück und wollte ſein Felleiſen nehmen. In ſeinen Augen ſtanden Thränen.

„Danke für die Bewirthung!“ ſagte er traurig.

„Wohin?“

„Fort!“

„Nicht so eilig, Freund!“

„Ich muß fort!“

Fritz zog ihn gewaltsam zu sich auf die Bank.

„Erst trinken wir, dann begleite ich Dich!“

Der Greis mußte sich dem Ungestümen fügen, um kein Aufsehen zu erregen Er trank. Das Glas zitterte in seiner Hand.

„Ehe man uns hinausträgt, wollen wir das Leben noch genießen!“

Und immer wieder füllte Fritz die Gläser. So oft der Kamerad Miene machte, zu gehen, so oft hielt er ihn zurück. Der Garten war indeß leer geworden und draußen gingen die Zimmerleute vorüber, die von dem nahen Friedhofe heimkehrten.

Die Dämmerung stellte sich rascher ein als sonst. Ein Gewitter zog aus Westen heran, die Abendsonne verhüllend. Ueber dem Dorfe Buchau zeigten sich die ersten Sterne klar und freundlich an dem tiefblauen Himmel.

Die Luft war ruhig, aber schwül. In den Baumzweigen regten sich längst die Vögel nicht mehr, als die Trinker noch beisammen saßen.

Fritz Blei sprach von tausend Dingen, die der alte Maurer nicht verstand. Ein Blitz machte sie aufmerksam auf das heranziehende Gewitter. Nun erklärte sich Fritz bereit, zu gehen. Der Maurer nahm sein Felleisen. Beide verließen den Garten. Der Weg zog sich an dem Dorfe hin.

„Siehst Du das kleine Haus dort?“ fragte Fritz.

„Ja.“

„Es hat dem Andreas Brand gehört.“

Der Maurer blieb ſtehen und betrachtete das Gebäude. Dann raffte er ſich plötzlich zuſammen und ging ächzend weiter.

Fritz begann ein wüſtes Lied zu ſingen und ſchlug mit dem Stocke in die Kornähren, die rechts und links am Wege ſtanden. Der genoſſene Wein begann jetzt ſeine Wirkung zu äußern.

Albert ſaß ſtill in dem Stübchen, das heute ſo leer und einſam ihm erſchien, als ob es nie bewohnt geweſen wäre. Das Bett, in dem Vater Andreas geſtorben, ſtand noch an dem alten Platze. Die Vorhänge deſſelben waren zuſammengezogen. An dem Pfoſten deſſelben hing das Handwerkzeug des Verſtorbenen. Der junge Mann wollte alle theuern Erinnerungen beiſammen haben.

„Ich habe den Tiſch draußen gedeckt,“ ſagte Elſe, die traurig durch die öden Räume ſchlich. „Eſſen Sie doch, Albert!“

„Heute nicht. Ich kann nicht. Sie ſind krank, Elſe, gehen Sie zu Bett.“

Die Magd ordnete die Wirthſchaft und ſuchte ihr Kämmerlein auf, denn ſie war wirklich krank.

Albert konnte kaum ſeine Gedanken ordnen, ein Phantaſiebild jagte das andere. Louiſe, der Vater, Frau Wiprecht und Frau Gerold ſtanden wie lebend vor ſeinem innern Auge. Und dabei glühte ſeine Stirn wie in Fieberhitze. Er fühlte, daß er an einem entſcheidenden Wendepunkte ſeines Lebens ſtand.

„Ich kann nicht mehr denken!“ ſagte er traurig zu ſich

Digitized by Google

ſelbſt. „Ach, wäre doch die Nacht hin! In der Arbeit erſticke ich den Schmerz und die Zweifel, die gleich mächtig ſich in mir regen. Ach, wäre der gute Vater doch nicht ſo raſch geſtorben, hätte er doch zuvor mir die Mittheilungen gemacht, von denen er geſprochen. Wo ſind die Papiere? Wo iſt das Teſtament? Warum verfuhr er ſo geheimnißvoll, bis ihn der Tod überraſchte? Der Vorſichtige muß doch wohl ſeine Gründe gehabt haben. So ernſt die Sache auch für mich iſt, ich kann ihm nicht zürnen, ich kann ſeiner nur in tiefſter Wehmuth gedenken.“

Das Blitzen ward ſtärker. Der erſte Donner ließ ſich dumpf murmelnd hören.

Albert verließ das Zimmer und trat vor die Thür des Häuschens. Der kühle Luftzug that ihm wohl. Die Baumwipfel rauſchten, geſchüttelt von dem ſich erhebenden Winde. In dem Wege wirbelte der Staub empor. Bei dem Leuchten der Blitze ließ ſich auf Sekunden die nächſte Umgebung überſehen. Einzelne Regentropfen fielen ſchon herab. Die Gewitterwolken zogen raſch näher.

Da hörte Albert ein ſeltſames Geräuſch; es war, als ob ein Pferd nüſterte. Mit der ganzen Kraft des Auges richtete er die Blicke nach der Gegend, von wo er das Geräuſch gehört zu haben wähnte. Der nächſte Blitz ließ lange auf ſich warten. Endlich zuckte er herab; er zeigte einen Wagen, der, vielleicht fünfzig Schritte entfernt, auf der Wieſe hielt.

„Louiſe!“ dachte Albert. „Sie kommt, um mich in meinem Schmerze zu ermuthigen. Ach, wenn ſie es wäre, wenn ſie mir Troſt brächte!“

Er wollte ihr entgegeneilen.

„Guten Abend!“ grüßte eine Stimme.

Der überraſchte Albert dankte dem Manne, der vor ihm ſtand.

„Ich ſuche den Zimmermann Andreas Brand; er wohnt doch hier noch?“

„Nein, er hat hier gewohnt.“

„Wohin iſt der brave Mann gezogen?“

„Auf den Friedhof!“ antwortete Albert mit bebender Stimme.

Ein ſtarker Donner folgte dieſen Worten. Majeſtätiſch hallte die Stimme des Himmels über die rauſchenden Kornfelder hin.

Der Mann, der einen dunkeln Mantel trug, hatte einige Augenblicke geſchwiegen, als ob ihn die Trauerkunde der Sprache beraubt.

„Todt?“ fragte er dumpf. „Andreas Brand wäre todt? Ich kann es nicht glauben.“

„Glauben Sie es nur, mein Herr.“

„Der rüſtige Greis —“

„Wir haben ihn vor zwei Stunden begraben.“

„Wer ſind Sie denn?“

„Der Pflegeſohn des Verſtorbenen; ich bewohne allein dieſes Häuschen.“

„Ihr Name?“

„Albert, mein Herr!“

Der Fremde ſtand ruhig. Er ſchien zu überlegen oder das Häuschen zu betrachten. Der lange Kragen ſeines Mantels flatterte im Winde.

„Sind Sie allein?“

„Ja! Wenn Sie Auskunft über den Verstorbenen verlangen, ich bin bereit, sie Ihnen zu geben.“

Dem jungen Manne lag daran, die Beziehungen seines Pflegevaters kennen zu lernen. Ihm lag viel daran, und dieß war unter den obwaltenden Umständen wohl natürlich.

„Junger Mann, führen Sie mich in das Zimmer; ich muß mit Ihnen reden.“

„Gern.“

Albert ging voran; der Fremde folgte. Zwei Minuten später befanden sich Beide in dem Stübchen, das von der Zinnlampe erleuchtet ward. Albert betrachtete jetzt seinen Gast; er sah einen stattlichen Mann vor sich, dessen Haupt fast die Decke berührte. Das Haar desselben war stark ergraut. Ein elegantes Bärtchen, ebenfalls grau, zierte das feine, aber ernst und streng aussehende Gesicht. Das große Auge unter der hohen, eckigen Stirn haftete fest auf dem jungen Manne, der sich bemühte, ruhig zu erscheinen. Eine aristokratische Blässe bedeckte die ernsten Züge des Fremden. Es mochte ihm zu warm sein — er warf den leichten Mantel auf den nächsten Stuhl. Nun erschien er, eine schlanke Gestalt, in dunklen Zivilkleidern. In dem Knopfloche seines schwarzen Fracks schimmerten die Farben eines Ordensbändchens. Und dieser, offenbar vornehme, Herr kam in der Nacht, um dem armen Zimmergesellen einen Besuch abzustatten. Albert konnte nur die eine Vermuthung hegen, daß der Fremde durch das Findelkind mit dem Zimmermanne in Berührung gekommen sei. Große und vornehme Bekanntschaften hatte Vater Brand nicht gehabt.

Der Fremde hatte sich neben dem Tische niedergelassen.

„Sie ſind alſo der Sohn des Verſtorbenen?“ begann er.

„Der Pflegeſohn, Ihnen zu dienen. Ich habe meinen braven, geliebten Wohlthäter verloren.“

„Es iſt heute ein Jahr, daß ich den rüſtigen Mann hier geſehen habe. Dort ſaß er in dem Lehnſtuhle und rauchte. Die Arbeit des Tages hatte ihn kaum ermüdet.“

Albert berichtete kurz die Urſache und den Verlauf der Krankheit.

Der Fremde hatte die Ringe an ſeinen Fingern betrachtet.

„Ihr Vater ward verletzt?“ fragte er.

„Ja.“

„Durch einen Balkenſtoß?“

„Ja.“

„Glauben Sie, daß das Unglück zufällig geſchehen?“

Albert ſtarrte den Fremden an. An eine ſolche Auffaſſung der Dinge hatte er bis jetzt nicht gedacht.

„Mein Herr, wem könnte es wohl einfallen, einen braven Arbeiter zu verderben, der nie ſeinen Nebenmenſchen beleidigt, der Gutes thut nach Kräften —“

„Mag ſein.“

„Nein, einen Verbrecher dieſer Art gibt es nicht!“

„Erinnern Sie ſich der das Unglück begleitenden Umſtände noch?“

„O, mein Herr, ich ſelbſt war bei dem Bau beſchäftigt, den mein Vater in Abweſenheit des Meiſters als Polier leitete. Wir ſtanden auf dem zweiten Stock, deſſen Balkenlage vollendet; es wurden die Dachſparren aufgewunden —

bei dem Drehen eines Balkens, der am Seile in der Luft ſchwebte — Sie kennen wohl das Verfahren —"

„Ich kenne es; weiter, weiter!"

„Mögen die Arbeiter zu raſch und heftig geweſen ſein, der ſchwebende Balken drehte ſich im Kreiſe und traf beim Niederſinken meinen Vater, den ich raſch erfaßte, um ihn vor dem Herabſtürzen zu ſichern. Daß gerade der Vater ſich an dem Orte befand, war ein Zufall; jeder Andere, der dort geſtanden, würde ebenfalls getroffen worden ſein. Nein, ich glaube nicht an ein Verbrechen. Sämmtliche Kameraden, die an dem Baue arbeiteten, ſind keine ſchlechten Menſchen. Hätten Sie heute das Begräbniß geſehen, Sie würden anders urtheilen von der Liebe und Achtung, deren ſich mein Vater erfreute."

Der Fremde betrachtete wiederum ſeine Ringe. Plötzlich fragte er:

„Ihr Vater hatte alſo keinen Feind?"

„Keinen, dem ich einen Mord zutrauen dürfte."

„Laſſen wir das!"

„Wie kommen Sie zu den Vermuthungen, lieber Herr?" fragte Albert. „Sie begreifen wohl, daß für mich Alles von Wichtigkeit iſt, was ich über den verſtorbenen Mann, der mein Wohlthäter war, erfahre."

„Laſſen wir das, laſſen wir das! Andreas Brand, obwohl nur ein Arbeiter, war mir ein lieber, werther Freund, deſſen Andenken ich heilig halten werde."

„Und wer, lieber Herr, hat meinen Vater mit der Freundſchaft beehrt, von der Sie ſprechen?"

„Dieſe Frage kann ich Ihnen heute nicht beantworten;

aber ich bekenne, daß der Tod des braven Mannes mir Unheil bringt, wenn Sie sich nicht entschließen, an die Stelle des Verstorbenen zu treten."

Alberts Erstaunen hatte den höchsten Grad erreicht.

„Ich? Ich?" fragte er.

„Sie, der Sohn Braud's."

„Was hätte ich in diesem Falle zu thun?"

„Hören Sie mich ruhig an, mein junger Freund; wir werden uns verständigen, wenn ich Ihnen Dinge mittheile, die nur ein vertrauter Freund des Verstorbenen wissen kann. Zuvor jedoch beantworten Sie mir einige Fragen."

„Gern."

„Hat der Verstorbene ein Testament hinterlassen?"

„Mein Vater hat von einem Testamente gesprochen, aber ich habe keines vorgefunden. Auch unser Ortsrichter weiß nichts davon."

„Das ist traurig."

„Vorzüglich für mich, da die einzige Schwester meines Vaters erklärt hat, die Erbschaft antreten zu wollen. Und Frau Wiprecht ist eine reiche Frau, die des kleinen Grundstücks nicht bedarf, um bequem zu leben. Auch hat sie keine Verwandte, für die sie zu sorgen braucht. Treibt man mich aus dem Hause, so bin ich ganz arm —"

Albert seufzte tief und schwer bei dem Gedanken an seine Armuth, seine verlassene Lage und Louise.

„Sie sehen," fügte er hinzu, „daß ich ganz offen bin."

„Das freut mich Ihretwegen, junger Mann, denn ich nehme den wärmsten Antheil an ihrem Geschicke, an dem

Geſchicke deſſen, der meinem Freunde Brand im Leben ſo lieb war.“

Der Fremde begleitete dieſe Worte mit einem Blicke, der ſeine Worte als eine ungeheuchelte Herzensergießung bezeichnete.

Dann fragte er weiter:

„Hat Ihr Vater nicht von ihm anvertrauten Papieren geſprochen?“

„Kurz vor ſeinem Tode, ja.“

„Wo ſind dieſe Papiere?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie wiſſen es nicht?“ fragte ungläubig der Herr.

Albert erzählte kurz, aufrichtig und wahr die Unterredung, die er wegen der Papiere mit dem Verſtorbenen gehabt; er verſchwieg auch nicht, daß er glaube, die beregten Papiere geben Aufſchluß über ſein Herkommen, das Vater Brand ſtets als ein Geheimniß bewahrt habe.

„Wüßte ich die Papiere,“ ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „ich würde ſie wahrlich dazu verwenden, mir Aufklärung über meine Perſon zu verſchaffen.“

„Gewiß, gewiß!“ rief der Fremde, wie aus einer Zerſtreuung zurückkommend. „Das leuchtet mir ein.“

„Ihnen iſt alſo bekannt, daß der Verſtorbene Papiere beſeſſen hat?“

„Ja.“

„Demnach kennen Sie auch den Inhalt derſelben?“

„Nein!“

„Mein Herr, im Namen Gottes beſchwöre ich Sie, geben Sie mir Auskunft!“

Ein feines Lächeln glitt über die blaſſen Züge des Fremden. Zugleich ſtreckte er abwehrend die Hand aus.

„Sie ſetzen Dinge voraus, die mir völlig fremd ſind. Meine Beziehungen zu Brand ſchließen die Mitwiſſenſchaft um Ihre Herkunft aus. Wir haben nie darüber geſprochen. Könnte ich Ihnen in dieſer Beziehung nützen, ich würde mit Freuden jede Gelegenheit dazu ergreifen. Aber ich kann Ihnen andere, nicht minder wichtige Dienſte leiſten. Haben Sie eine Profeſſion erlernt?“

„Die meines Vaters; ich bin Zimmermann.“

„Deſto beſſer! Nun werden wir uns bald verſtändigen. Ich komme zu den Fragen zurück, die Sie mir beantworten wollen. Erinnern Sie ſich, daß Ihr Vater alljährlich eine Reiſe machte?“

„Sehr genau.“

„Er blieb drei, vier und mitunter auch fünf Tage aus.“

„Ganz recht.“

„Sie ſehen alſo, daß ich gut unterrichtet bin.“

„Dieſe Reiſe zählte mein Vater zu ſeinen Geheimniſſen,“ fügte der erſtaunte Albert hinzu. „Ich habe das Ziel derſelben nie erfahren.“

„Weil Andreas Brand ein zuverläſſiger Menſch, ein Ehrenmann war. Das Wort, das er einfach gegeben, war ihm eben ſo heilig als ein Schwur. Sie wiſſen alſo, daß er die Reiſe jährlich um dieſe Zeit antrat?“

„Ich weiß es. Er kehrte heiter und guter Dinge zurück. Fragte ich ihn darum, ſo gab er lächelnd zur Antwort: Du wirſt es wohl noch erfahren. Gleich nach ſeiner Rückkehr im

vorigen Jahre erlitt er das Unglück — während der Krankheit ist nie wieder von der Reise die Rede gewesen — ich behaupte, daß der Kranke mir noch manche Mittheilung gemacht haben würde, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Vergebens strengte er sich in dem letzten Augenblicke an, mir seinen Willen kund zu geben — er hauchte seinen Geist aus, und ich habe nichts erfahren."

„Darum will ich zu Ihnen sprechen. Vollenden Sie das Werk, das Ihr Vater begonnen, und Sie werden den Lohn dafür ernten, der dem Verstorbenen entgangen ist. Ich halte es für Pflicht, Sie die Erbschaft des Vaters antreten zu lassen. Wie Sie mir mitgetheilt, sind Sie arm — Sie können sich ein Vermögen erwerben."

Albert stierte den Fremden an, der ihm eine solche Aussicht eröffnete.

„Ist das wahr?" stammelte er.

„Glauben Sie dem Worte eines Mannes, der zwar durch das Schicksal schwer heimgesucht ist, aber nie seine Ehre verletzt hat. Andreas Brand ist mir ein Freund in der Noth gewesen, er hat viel für mich gethan — es war mir nicht vergönnt, ihn würdig zu belohnen. Das, was ich ihm geboten, hat er großmüthig verschmäht — ich halte es für Pflicht, meine Dankbarkeit auf Sie zu übertragen, dem Andreas in väterlicher Liebe zugethan war. Freilich müssen Sie genau in die Fußtapfen Ihres Vorgängers treten."

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte das Haus, auf dessen Dach prasselnd der Regen fiel. Die Fenster klirrten und der Sturm heulte um den Giebel. Das Gewitter entlud sich mit furchtbarer Gewalt.

Der Fremde zuckte zuſammen und ſah beobachtend nach dem Fenſter. Es ſchien, als ob er Wohlgefallen fände an dem gewaltigen Toben der Elemente. Plötzlich aber ward ſein Geſicht ſehr ernſt; er faltete die Hände und betete.

Während dieſer Zeit faßte Albert den ſeltſamen Gaſt ſcharf ins Auge. Es lag eine gewiſſe Diſtinktion in dem ganzen Weſen desſelben, die ihren Grund nicht allein in der äußeren Erſcheinung hatte, ſondern mehr in dem Geſichtsausdrucke und der Art des Redens. Verrieth das Auge auch einen ungewöhnlichen hellen Geiſt, der Menſchen und Dinge ſcharf erfaßt, ſo ließ ſich doch eine gewiſſe Weichheit des Charakters nicht verkennen, ja ſelbſt ein Zug von Melancholie, der ſich während des Gebetes ſcharf ausprägte. Der junge Mann fühlte ſich unwillkürlich hingezogen zu dem Fremden, der genügend dargethan, daß er zu Andreas in freundſchaftlichen Beziehungen geſtanden. Und durch dieſen Mann ſollte Albert in den Beſitz eines Vermögens gelangen, ſollte der Wunſch erfüllt werden, den er einzig Louiſens wegen hegte. Die Geliebte war dann nicht mehr die Braut eines Armen, auf den die begüterten Leute ſtolz herabſahen.

„Amen!“ flüſterte der Herr.

Er hatte ſeinem Herzen Genüge gethan. Von dieſem Augenblicke an ſprach er weich, faſt gerührt. Das Gewitter mochte ſchmerzliche Erinnerungen in ihm geweckt haben.

„Die Zeit drängt,“ begann er; „faſſen wir uns kurz. Eigenthümliche Verhältniſſe zwingen mich, Ihnen weitere Mittheilungen über meine Perſon und meine Stellung im Leben zu verweigern, ſo gern ich Ihnen auch dargethan, daß

Sie die Hand nicht zu einem unehrenhaften Beginnen bieten; ich beanſpruche einfach das Vertrauen, das mir Ihr verſtorbener Vater geſchenkt hat. Können und wollen Sie mir dies ſchenken?“

Der Fremde hatte dieſe Worte in einem bittenden Tone geſprochen.

Albert antwortete, ohne zu überlegen:

„Ich glaube, daß ich es kann. Was dem Vater möglich, wird auch dem Sohne möglich ſein.“

„Das lohne Ihnen Gott, mein junger Freund! Auf meine Dankbarkeit mögen Sie eben ſo feſt zählen, als ich hoffe, daß das von Ihrem Vater begonnene Werk nun raſch zu Ende geführt werde, damit ich endlich Ruhe finde.“

„Was muß ich thun?“

„Sie begleiten mich, ohne zu fragen, wohin. Verſchwiegenheit fordere ich nicht, Sie ſelbſt werden ſich veranlaßt fühlen, diskret zu bleiben, wenn Sie die kleine Reiſe vollbracht haben, die Ihr Vater mehr als einmal unternommen.“

„Mein Herr, Sie bürgen dafür, daß ich nicht Gefahr laufe —“

„Genügt Ihnen mein Ehrenwort nicht, ſo ſchwöre ich es Ihnen bei dem Heile meiner Seele zu.“

„Es genügt, lieber Herr! Was auch können Sie davon haben, mich in's Verderben zu führen? Gut, ich folge Ihnen!“

„Sie werden mir drei, vielleicht auch vier Tage ſchenken müſſen. Richten Sie ſich danach ein. Morgen Abend um dieſe Stunde hole ich Sie ab. Da Sie nun in der Arbeit

verſäumen, iſt es billig, daß ich Sie entſchädige. Dieſe Börſe enthält den Lohn für die Reiſe und für den Dienſt, den Sie mir leiſten werden. Auf Wiederſehen! O, ich freue mich, Sie bereit gefunden zu haben, ich freue mich des braven Brand wegen, für deſſen Seelenheil ich beten werde!"

Albert reichte dem Gaſte dienſtfertig den Mantel.

„Das Gewitter iſt noch nicht vorüber, lieber Herr!"

„Ich finde Schutz in meinem Wagen, den ich nicht länger warten laſſen will. Ich kann alſo ſicher auf Sie zählen?"

„Wie auf meinen Vater, der mich gewöhnt hat, gegebene Verſprechen treulich zu erfüllen."

Muth und Entſchloſſenheit blitzten aus den Augen des jungen Mannes.

„Gute Nacht, braver Albert!"

Der Herr ſchüttelte ihm treuherzig die Hand, und dabei ſah er ihn in ſchmerzlicher Erregung an. Es lag ein unendliches Wohlwollen in dieſem Blicke, der den innigen Händedruck begleitete. Albert fühlte ſich in wunderbarer Weiſe davon getroffen; er konnte ſich das Gefühl nicht erklären, das ſich ſeiner bemächtigte, als er ſah, daß in den Augen des vornehmen Herrn Thränen erſchienen. Beide traten in das Freie. Der Regen, der raſch gekommen, hatte eben ſo raſch aufgehört. Einzelne Tropfen fielen nur noch aus den letzten vorübereilenden Wolken herab.

Albert folgte dem Fremden bis zu dem Wagen, der zwiſchen den Stämmen der dichten Buchengruppe hielt. Ein Bedienter riß raſch den Schlag auf.

„Laſſen Sie mich morgen nicht warten!“ flüſterte der Herr.

Dann ſtieg er in den Wagen, der raſch davon fuhr, nachdem der Diener, eine lange Geſtalt, den Schlag geſchloſſen und ſich neben den Kutſcher geſetzt hatte. Albert rieb ſich die Stirn; er glaubte die Dinge geträumt zu haben, die er doch wirklich erlebt hatte. Der Tod des Pflegevaters, die Liebe Louiſens, das herzloſe Benehmen der Frau Wiprecht, die geheimnißvolle Einladung des geheimnißvollen Fremden, die Ausſicht auf ein Vermögen, vielleicht auch auf Entdeckung ſeiner Herkunft — dies Alles vereinigte ſich zu einem romantiſchen Ganzen, das den jungen Mann mit Zweifeln erfüllen mußte. Sinnend ging er in das Haus zurück. Nachdem er Thür und Fenſter ſorgfältig geſchloſſen, ſtieg er zu der Giebelkammer hinan, in der er ſeit dem Tode des Vaters ſchlief. Sein Geiſt war zu erregt, er konnte ſich der Ruhe noch nicht überlaſſen. Auch war es noch nicht ſpät; die Uhr der Dorfkirche verkündete die zehnte Stunde. Gleich darauf ließ ſich das Horn des Wächters hören.

Albert trat an das Fenſter, das er öffnete. Wie wunderbar ſchön war die Nacht geworden! Die Natur, die vor einer Viertelſtunde noch im heftigſten Aufruhr gewogt, lag friedlich ſtill, wie ausruhend nach einem ſchweren Kampfe. In weiter Ferne grollte leiſe der Donner, immer ſchwächer werdend. Die Blitze verbreiteten nur noch ein mattes Feuer, das mit dem Lichte des hervortretenden Mondes nicht wetteifern konnte. Die Schwingen der lauen Nachtluft trugen die Wohlgerüche der Blumen des Gartens empor, ein Dankopfer dem Allgewaltigen, der ſie in Sturm und Regen gnä-

dig beſchützt hatte. Da ſtand auch der Birnbaum mit ſeinen geſegneten Zweigen, ruhig den Gipfel in den Nachthimmel ſtreckend. Seine naſſen Blätter glänzten im Silber des Mondenlichtes. Ein ſchlanker, ein ſtattlicher Baum, die Freude des Verſtorbenen! Und dort unten ſtand die Laube, in der Vater Andreas ſo oft geruht nach den Mühſeligkeiten des Tages. Wer war auserkoren, das Plätzchen des Alten einzunehmen und an ſeiner Statt hier zu walten?

Albert lag ſinnend auf der Brüſtung des Fenſters; er dachte nach über die Reiſe, die er antreten ſollte.

„Ich habe keine Furcht!“ flüſterte er vor ſich hin. „Der Fremde hegt ein beſonderes Intereſſe für mich; ſo blickt das Auge eines Mannes nicht, dem ich gleichgiltig bin, ſo ſpricht nur der, der ein wohlwollendes Herz birgt! Die Freundſchaft des vornehmen Herrn und des Arbeiters gründet ſich auf meine Herkunft, dabei bleibe ich. O mein Gott, wenn ich einer Familie angehörte, die groß und geachtet iſt! Louiſe, Deinetwegen wünſche ich, daß mein Traum Wahrheit werde! Ach, wäre ich der Sohn eines Fürſten und zählte mein Vermögen nach Millionen, ich würde Dir in treuer Liebe zugethan bleiben. Die Braut des Armen würde dann die Gattin eines —“

Er wagte nicht den Gedanken auszuſpinnen, ſeine Phantaſie trug ihn auf eine Höhe, die ihn ſchwindeln machte. Er hielt ſich an das Reale, und zu dieſem gehörte das erhaltene Verſpeechen, daß er ſich ein Vermögen erwerben ſolle. Vater Brand hatte geſagt, er habe für ſeinen Sohn geſorgt — jetzt zeigte es ſich, daß der Kranke Wort gehalten. Nur dies konnte er gemeint haben, eine andere Ausſicht auf gro-

ßen Gewinn war ja nicht vorhanden. Albert ging zu Bett. Die wunderlichſten Träume beſchäftigten ihn. Als der Morgen graute, ſtand er, ſeiner Gewohnheit gemäß, auf und kleidete ſich an. Dann ging er in das Erdgeſchoß. Elſe hatte das Frühſtück ſchon bereitet; ſie befand ſich heute beſſer. Aber die treue Magd weinte noch, ſie konnte den Schmerz um den Geſchiedenen nicht bekämpfen. Es war der erſte Morgen, an dem ſie mit dem verwaiſten Sohne ſich allein in dem Häuschen befand. Geſtern hatte ſie doch wenigſtens die Leiche noch gehabt, hatte von Zeit zu Zeit die Züge ſehen können, die ihr ſo werth geworden.

„Elſe,“ fragte der junge Mann, „Vater Brand hat jährlich eine Reiſe gemacht.“

„Ja, das hat er.“

„Näheres wiſſen Sie wohl nicht darüber?“

„Nein.“

„Sie vermuthen auch nichts?“

„Der wunderliche Mann ſchüttelte den Kopf, wenn ich ihn deßhalb fragte und nannte mich ein neugieriges Weib. Voriges Jahr, es war auch um dieſe Zeit, rüſtete er ſich zur Reiſe; ich mußte ihm einige Kleidungsſtücke in die Jagdtaſche packen. Es war Alles fertig, aber Vater Andreas reiſte nicht. Wohl zwei Tage verfloſſen. Am dritten kam er Abends von der Arbeit heim. Sie, Albert, wohnten damals in der Stadt, weil Sie die Bauſchule beſuchten. Vater Andreas genoß ruhig ſein Abendbrod, und als es dunkel geworden war, zog er die Sonntagskleider an, hing die Taſche um, nahm den Rohrſtock und ſagte: „Jetzt will ich reiſen; dem, der nach mir fragt, magſt Du ſagen, ich ſei in Geſchäften über

Land. Drei bis vier Tage werde ich wohl ausbleiben.“ Das ſagte er, und damit verließ er das Haus. Mich nahm es Wunder, daß der alte Mann in der Nacht reiſen wollte. Ich wollte doch wenigſtens ſehen, welchen Weg er einſchlug — und ſo ſchlich ich ihm nach. Es war ſchon recht dunkel, denn es wollte regnen. Aber ich konnte doch ſehen, daß dort drüben unter den Buchen eine Kutſche hielt, und daß Vater Andreas auf dieſe Kutſche losging. Gleich darauf fuhr ſie an mir vorüber. Die ſchönen großen Pferde liefen ſehr ſchnell. Die Kutſche mußte den Vater geholt haben, das laſſe ich mir nicht nehmen. Was ſollte ſie hier, wo kein Haus weiter ſteht als das unſrige? Und der Weg, auf dem ſie fuhr, führt ja nur auf die Wieſe. Vater Andreas blieb richtig vier Tage aus. Abends, es war ſchon wieder ganz dunkel, trat er vergnügt in die Stube.“

„Vergnügt?“ fragte Albert.

„Ich kenne doch ſeine Manieren. Er war hungrig und durſtig, und ließ es ſich gut ſchmecken. Als er in dem Stuhle ſaß und ſein Pfeifchen ſchmauchte, ſagte ich ihm, daß er nicht müde ſei und ſeine Stiefel nicht beſchmutzt wären. „Der Weg iſt gut,“ gab er zur Antwort. Ich konnte es doch nicht unterlaſſen von dem Wagen zu ſprechen, den ich geſehen hatte. Da ſagte der Vater ernſt: „Was kümmert Dich denn der Wagen? Wenn Du es gut meinſt mit mir, ſo haſt Du Nichts geſehen — Verſtehſt Du mich?“ Ich verſtand den Alten und ſchwieg. Am Mittag des folgenden Tages brachten ſie ihn auf einem Wagen —“

Elſe brach in Schluchzen aus und trocknete mit der Schürze die Thränen, die über ihr gutmüthiges Geſicht rannen.

Sie ging hinaus. Auch Albert kämpfte mit dem neu und heftig erwachten Schmerz. Das Frühstück, das er begonnen, wollte ihm nicht so recht munden. Er bedurfte einiger Minuten, ehe er die Fassung wieder errang, die seine Lage erheischte.

Da trat Else wieder ein.

„Ich sehe, daß Sie schweigen können," sagte Albert, indem er seinen Platz verließ. „Sie haben Ihre Pflicht als treue Wirthschafterin erfüllt, und darum werde ich Sie nicht verlassen, so lange ich verdienen kann. Wir bleiben beisammen, Else. Werde ich glücklich, so werden Sie es mit mir, und das hat der Verstorbene gewollt. Nun schweigen Sie auch ferner, Else, über das, was hier vorgeht. Diesen Abend verreise ich wie der selige Vater verreist ist."

„Sie, Albert?" fragte erstaunt die Magd.

„Ein Wagen wird mich abholen. Wundern Sie sich also nicht und schweigen Sie."

„Das soll wahrhaftig geschehen."

Albert reichte der Magd die Hand. Dann gab er ihr Geld aus der Börse, die außer einigen Goldstücken auch Silbermünzen enthielt. Mit dem Schlage fünf Uhr trat er den Weg zur Stadt an; halb sechs Uhr erreichte er die Gärten. Bald stand er an der hohlen Weide, der er ein Briefchen anvertrauen wollte.

„Albert!" rief eine Stimme.

Das Köpfchen Louisens zeigte sich zwischen den frischgrünen Blättern der Hecke.

„Guten Morgen!" grüßte sie freundlich.

Zitternd vor Wonne küßte Albert die kleine Hand, die ſich ihm durch die Hecke entgegenſtreckte.

„Louiſe! Louiſe!“

„Du haſt gelitten, ich leſe es in Deinen Mienen. Faſſe Dich, lieber Freund, und hoffe auf Gott. Offen muß ich geſtehen, mich erfüllt ein felſenfeſtes Vertrauen — wie groß auch die Hinderniſſe ſein mögen, die ſich uns entgegenſtellen, ſie werden uns nicht abhalten, das Ziel zu erreichen.“

„Von welchen Hinderniſſen ſprichſt Du?“ fragte Albert erſchreckt. „Weiß man ſchon, daß wir —“

„Nein! Nein! Ich ſpreche nur ſo im Allgemeinen. Gut, daß Du kommſt — nun kann ich Dir mündlich mittheilen, was mir auf dem Herzen liegt. Ich hatte darauf gerechnet, darum wartete ich hier.“

Sie ſah ihn einige Sekunden mit ſeelenvollem, innigem Blicke an. Hätte der Zaun nicht eine Schranke gebildet, Albert würde ſich vor der Herrlichkeit auf die Kniee geworfen haben.

„Es kommt doch Niemand?“ fragte ſie leiſe.

„Nein.“

„So höre mich an. Wir werden uns acht Tage nicht ſehen können.“

„Warum denn?“

„Morgen Früh reiſe ich mit der Mutter auf das Land.“

„Wohin?“

„Es iſt ein kleines Bad, das unfern der Eiſenbahn liegt. Länger als acht Tage bleiben wir nicht aus, ſo iſt beſchloſſen. Sollte unſer Aufenthalt dort indeß ausgedehnt

werden, ſo ängſtige Dich nicht; ich bleibe Dein treues Mädchen, wie es auch kommen möge. Bleiben wir alſo länger, ſo erhälſt Du von mir einen Brief —“

„Ach, ſchon jetzt danke ich Dir dafür!“

„Du wirſt mir nicht ſchreiben aus leicht begreiflichen Gründen. Aber gehe jeden Morgen an dieſem Garten vorüber, nach acht Tagen. Entweder kündige ich ſelbſt Dir an, daß ich eingetroffen bin, oder Du findeſt in der Weide ein Briefchen.“

„Louiſe, nur der Gedanke an Dich hält mich aufrecht.“

„Laß mich nur ſorgen, Albert! Vielleicht ſchon kann ich auf der Reiſe für uns wirken, denn Frau Wiprecht begleitet uns.“

„Laß doch die Frau!“

„Ich habe meinen Plan, und den verfolge ich.“

„Aber ſei vorſichtig. Die alte Frau iſt nicht gut auf mich zu ſprechen, da ſie mit ihrem verſtorbenen Bruder, meinem Pflegevater, in Feindſchaft gelebt hat.“

„Es kommen Leute! Adieu, Albert! Denke an mich und laß den Muth nicht ſinken. Ehe ich von Dir laſſe, will ich ſterben. Gehe, mein lieber Freund, man braucht uns nicht zu ſehen.“

Louiſe verſchwand hinter den Blättern.

„Ehe ich von Dir laſſe, will ich ſterben!“ wiederholte Albert, der ſeinen Weg nach dem Zimmerplatze fortſetzte. „Und ich ſetze mein Leben ein,“ fügte er hinzu, „um der Mann zu werden, der ſich kühn um die Geliebte bewerben kann. Was trennt mich denn noch von ihr? Die Armuth!

Es ist traurig, daß man den Werth des Menschen nach seinem Gelde mißt — vielleicht kann ich sagen: hier ist Geld!“

Auf dem Zimmerplatze begann so eben die Arbeit. Albert kam den Pflichten nach, die er als Polier zu erfüllen hatte. Gegen acht Uhr erschien Herr Gerold, er schritt durch die Reihen der Arbeiter dem Bureau zu. Eine halbe Stunde später trat Albert in das Kabinet, das wir kennen. Der Meister übersah noch einmal eine ziemlich große Summe Geldes, die in blanken Thalern auf dem Zahltische ausgebreitet lag. Er ließ sich nicht stören und sah nur dann erst nach dem jungen Manne, als er die Summe notirt hatte. In seinem vollen Gesichte drückte sich eine unangenehme Ueberraschung aus, als er fragte:

„Was wollen Sie?“

„Ihnen danken dafür, Herr Gerold, daß Sie meinem verstorbenen Pflegevater ein so ehrenvolles Begräbniß bereitet haben.“

„Lassen Sie das! Lassen Sie das!“ murmelte der Meister, der das Geld in einen Kasten warf. „Daß ich meinen Leuten Feierabend gab zu einem solchen Zwecke, ist Pflicht. Ich wollte, der alte Brand lebte noch.“

Dieser Wunsch kam dem Meister vom Herzen. Sein Gemüthszustand war der Art, daß er ernstlich bereute, dem Ansinnen seiner Frau gefolgt zu sein. Der Tod des Arbeiters hatte ihn mehr als schmerzlich berührt. So lange Brand lebte und die Hoffnung auf Genesung vorhanden war, hatte das Gewissen nur leise sich geregt; das Begräbniß aber hatte es zum lauten Sprechen gebracht.

„Herr Gerold, ich bitte um einen Urlaub von fünf Tagen.“

Der Meiſter fragte geſpannt:

„Urlaub? Wozu?“

Albert mußte wiſſentlich eine Lüge ausſprechen, wohl die erſte in ſeinem Leben; aber er ſprach ſie aus, da er ſein Geheimniß nicht preisgeben wollte.

„Ich habe einen Auftrag meines verſtorbenen Vaters auszurichten, der keinen Aufſchub erleidet. Komme ich früher von der Reiſe zurück, ſo ſtelle ich mich früher zur Arbeit ein —“

Gerold überlegte, während er den Reſt des Geldes in den Kaſten warf.

„Verreiſen wollen Sie?“ fragte er nach einer Minute.

„Ja, Herr Gerold.“

„Wohin?“

„Zu einem meiner Vettern?“

„Haben Sie denn noch Verwandte?“

Dieſe Frage, von Louiſens Vater ausgeſprochen, durchſchnitt dem armen Albert die Seele. Das Blut ſtieg ihm in das Geſicht, ſeine Lippen zuckten.

„Der Vetter iſt nicht ſo eigentlich mir verwandt, denn ich habe meine Eltern nie gekannt, aber er wird ſich für mich intereſſiren, wenn ich ihm den Auftrag meines Pflegevaters überbringe.“

Albert fühlte, daß er das Geſpräch unterbrechen mußte.

„Mehr kann ich nicht ſagen,“ fügte er hinzu, „da ich nicht mehr weiß.“

„Wann wollen Sie reiſen?“

„Dieſen Abend.“

„Ich gebe Ihnen den erbetenen Urlaub.“

„Danke, Herr Gerold!“

„Sie wissen, daß die Arbeit drängt, daß ich Sie nicht lange entbehren kann —“

„Werde mich beeilen, Herr Gerold; ich hoffe, daß ich nicht ganz fünf Tage brauchen werde.“

Nach diesen Worten grüßte Albert und ging.

„Was ist denn das?“ murmelte der Meister. „Hat denn Braud außer der Schwester noch Verwandte? Die Heimlichkeit dieses Menschen kommt mir verdächtig vor. Oder wenn der Verstorbene einem Dritten das offenbarte, mit dem er seiner Schwester gedroht hat — da entstehen immer neue Hindernisse, neue Schwierigkeiten! Wenn mir das Vermögen entzogen würde, das mich retten kann! Es ist mir gelungen, durch künstliche Manöver meine Bedrängniß zu verbergen — ich habe dabei auf die Kapitale der Wiprecht gebaut — Nun kann ich nicht mehr zurück, muß vorwärts gehen, und sollte ich Alles vernichten, was sich mir entgegenstellt. Dieser Albert ist kein gewöhnlicher Zimmergeselle, er besitzt Verschlagenheit und Muth. — Der Alte wird ihm schon gesagt haben, wie er auftreten soll. — Verdammt! Hätte ich doch den ersten Schritt nicht gethan! Soll ich nun untergehen, trotzdem —“

Er biß die Lippen zusammen und schlug sich mit der Faust an die Stirn.

„Blei muß helfen!“ murmelte er in einem Anfalle von Wuth. „Ich werde mir den Vagabunden holen lassen. Während meine Frau auf der Reise wirkt, werde ich hier thätig sein.“

Meister Gerold schloß seine Kasse, nahm Hut und Stock und verließ das Kabinet.

Sechstes Capitel.

Die Reise.

Else hatte die Vorbereitungen vollendet, ein gutes Abendessen stand auf dem Tische und das kleine Reisebündel, das Wäsche enthielt, lag auf dem Stuhle neben dem Bette.

Die Dorfuhr hatte sieben geschlagen.

„Es ist mir gar nicht recht," dachte Else, die am Fenster stand, „daß ich nun einige Tage allein bleiben muß, denn das Haus liegt doch zu einsam. Wenn mir auch Niemand ein Leid anthut, so ist es doch zu traurig, alle die Dinge zu sehen, die mich stets an den Verstorbenen erinnern. Lebte doch Brand noch, ich wollte ihn gern pflegen und Tag und Nacht an seinem Bette zubringen. Wüßte ich nur, was es für eine Bewandtniß mit der Reise hat — nun will auch Albert fort! Nun, ich werde nichts verrathen, wer mich auch fragen mag. Brand war ein braver Mann, der nie auf unrechten Wegen gegangen. Und Albert hat ganz den Sinn seines Pflegevaters —"

Elſe ſtieß einen leichten Schrei aus; ſie glaubte ein Klopfen an der Thür gehört zu haben. Nun lauſchte ſie. Da ward die Thür geöffnet.

„Guten Abend, Frau!“

Das volle Geſicht Blei's zeigte ſich in der halb geöffneten Thür.

„Kann man eintreten?“

Fritz ſtand ſchon in dem Stübchen. Er mußte den Hut ablegen, um nicht an die Decke zu ſtoßen.

„Sie kennen mich nicht, Frau?“

„Nein.“

„Ich bin Fritz Blei, ein guter Freund Ihres verſtorbenen Mannes.“

„Herr Blei!“ ſagte verwundert die Wirthſchafterin. „Jetzt erinnere ich mich Ihrer —“

Die Erinnerung mochte doch nicht die Beſte ſein, dies verrieth Elſe's Geſicht, das ſehr ernſt geworden war.

„Ja, die Verhältniſſe ändern ſich und die Menſchen auch!“ fuhr Fritz aufgeblaſen fort. „Man macht ſeine Karriere und legt das Schurzleder bei Seite.“

„Was wollen Sie denn, Herr Blei?“ fragte Elſe verdrießlich.

„Mein Weg führt mich durch Buchau — das Häuschen lag mir ſo nahe, daß ich nicht vorübergehen konnte — bin zwar ſeit Jahren nicht hier geweſen, denn Vater Brand hielt mich ungerechter Weiſe für ſeinen Feind — und ich bin doch ein guter Kerl, der keinem Menſchen einen Stein in den Weg legt — wollte doch aber ſehen, was Albert treibt — vielleicht kann ich ihm nützlich ſein.“

„Albert iſt noch nicht von der Arbeit zurück.“

„Ich weiß es; aber er muß wohl bald kommen! Alſo Vater Brand iſt wirklich todt!“

„Dort iſt er geſtorben.“

Elſe deutete auf das Bett.

Blei wagte es nicht, ſeinen Blick dorthin zu richten.

„Albert wird ſein Glück ſchon machen!“ rief er mit erzwungener Heiterkeit. „Er zeichnet beſſer und richtiger, wie viele unſerer Architekten, die ſchweres Geld verdienen. Ich werde ihm Arbeit nachweiſen — er ſoll nicht mehr auf den Zimmerplatz gehen. Und Sie, Frau Elſe, was werden Sie nun anfangen? Hier iſt es doch wohl aus —“

„Sie wollen mich wohl aushorchen, Herr Blei? Für mich iſt geſorgt, kümmern Sie ſich darum nicht. Mein Mann war, Gott ſei's geklagt, Ihr Freund —“

„O, Sie ſprechen wunderlich, liebe Frau!“

„Ich weiß, was ich ſpreche, und wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, ſo laſſen Sie Albert ungeſchoren, der recht gut weiß, daß der ſelige Vater Sie nicht leiden konnte. Sie ſind kein Mann für Albert und Albert iſt kein Mann für Sie.“

„Ich glaube, Frau Elſe wird grob!“ rief Blei lachend. „Lebte Andreas noch, ſo würde ich mich mit ihm ausſöhnen, denn er war im Grunde genommen doch ein braver Kerl.“

Jetzt trat Albert ein.

Erſtaunt blieb er an der Thür ſtehen, als er den geputzten Geſellen ſah.

„Was wollen Sie, Blei?“ fragte er kalt.

„Zunächſt Ihnen mein Bedauern ausſprechen —“

„Danke!“

„Und dann wollte ich fragen, ob Sie meiner Dienste bedürfen —“

„Nein!“

„Auch gut, den besten Willen habe ich gezeigt; aber wenn man so spröde abgewiesen wird, kann man den Antrag nicht wiederholen. Es hat sich Dir die allgemeine Theilnahme zugewendet, man spricht auf allen Bauplätzen von dem Tode des alten Brand — und da wollte ich nicht fehlen, der ich doch mehr thun kann als ein gewöhnlicher Zimmergeselle. Meine Geschäfte gehen gut, ich verdiene einen schönen Thaler Geld —“

Albert, der die Zeit eintheilen mußte, saß am Tische und begann das Mahl.

„Was für Geschäfte treiben Sie?“ fragte er, um zu fragen, da Blei ihm mehr als gleichgültig war.

„Ich bin Agent und besorge Holzlieferungen im Großen. Durch Arbeit wird man nicht fett; darum muß man unternehmen, spekuliren und handeln.“

In diesem Augenblicke hatte Else das Zimmer verlassen.

„Albert,“ fragte Fritz Blei geheimnißvoll, „wie steht es mit der Erbschaft?“

„Mit welcher Erbschaft?“

„Mir ist zu Ohren gekommen, daß Brand kein Testament hinterlassen hat, und daß seine Schwester, die alte reiche Wiprecht, sich als Erbin gemeldet hat.“

„Das ist wahr!“

„Schändlich! Schändlich!“

„Warum iſt es ſchändlich?“

„Das Weib iſt ſteinreich.“

„Sie hat aber auch die nächſten Anſprüche, denn ich bin der natürliche Sohn Brand's nicht. Ich habe ſeit meiner Kindheit Gutes hier genoſſen und kann nun nicht fordern, daß mir auch noch das Haus werde. Wenn Vater Brand dies gewollt hätte —“

„Er hat es gewollt!“ rief Blei. „Das weiß ich! Seiner Schweſter, die gar nicht that, als ob ſie einen armen Bruder hätte, hat er wahrhaftig ſein Grundſtück nicht hinterlaſſen, das er mühſam erworben. Das ſcheinheilige Weib lebt herrlich und in Freuden, hat keine Kinder, keine Vettern und keine Baſen — es iſt eine Sünde, daß ſie den kleinen Nachlaß noch an ſich reißen will. Dies zu verhindern bin ich gekommen.“

„Es läßt ſich nichts dagegen thun.“

„Und doch!“

„Was?“

„Albert, es gab eine Zeit, in der Brand mein Freund war. Da ſagte er mir einmal, als der Aerger ihm die Galle in das Blut trieb: „ich könnte dieſe Meta zur Bettlerin machen, wenn ich wollte! Treibt ſie es zu toll, ſo thue ich es auch!“

Der junge Mann hatte ſein Abendeſſen vollendet.

„Redensarten!“ ſagte er gleichgültig. „Darauf kann man nichts geben. Man ſagt auch, mein armer Vater ſei nicht zufällig von dem ſchwebenden Balken getroffen worden — eine verruchte Hand habe dafür geſorgt. —“

„Das ſagt man?“ fragte Fritz betreten.

„Ja, das ſagt man.“

„Poſſen!“ rief Fritz heftig auffahrend. „Tollheit, Poſſen! Dem alten Brand hätte keiner ein Leid gethan. Warum auch? Ich weiß noch alle Geſellen, die auf dem Bau waren — Wahrhaftig, es iſt zum Lachen! Solche Dinge werden nun laut — als ob es das erſte Mal wäre, daß ein Arbeiter verunglückte! Nein, nein, wer das ſagt, bekommt es mit mir zu thun. Eine ſolche Schändlichkeit laſſe ich auf mir und meinen Kameraden nicht ſitzen. Ich war auch bei dem Baue — wer hat das geſagt? Wer hat das geſagt? Ich will es wiſſen! Dem zerſchlage ich den Kopf mit dem Beile, der dieſe Niederträchtigkeit ausſprengt! Wie, Vater Brand ſei mit Abſicht geſtoßen worden? Von uns, die wir mit ihm auf dem Hauſe ſtanden? Ich muß wiſſen, wer das geſagt hat, oder ich, ich —“

Fritz Blei konnte nicht weiter ſprechen. Eine furchtbare Erregung hatte ſich ſeiner bemächtigt; er ſah leichenblaß aus und zitterte am ganzen Körper.

Sein glühendes Auge ſtarrte das Bett an, in dem Vater Brand geſtorben war, wie Elſe geſagt hatte. Es ſchien, als ob ſich zwiſchen ſeinen bläulichen Lippen Schaum zeigte.

Der erſchreckte Albert betrachtete den entſetzlichen Mann. Daß ſeine hingeworfene Aeußerung eine ſolche Wirkung haben konnte, hatte er nicht erwartet. Warum aber ſtarrte Fritz das Bett an, als ob er einen Geiſt darin erblickte? Warum trat er zurück und tappte zitternd nach Hut und Stock?

„Blei, ſind Sie krank?“ bemerkte Albert.

„Man wird es vor Aerger.“

„Ich habe Ihnen nur gesagt —“

„Lüge! Lüge! Mensch, hüten Sie sich! Ich rufe die Kameraden — Alle! Alle!“

Er hob drohend den schweren Stock.

„Blei, seien Sie vernünftig!“

„Ich muß fort, sonst zerspringt mir der Kopf! Albert, sprechen Sie das Wort nicht wieder aus! Meine Wuth kennt keine Grenzen!“

Dumpf grollend verließ er das Stübchen. Auf der dunkeln Hausflur hörte man ihn einen dumpfen Schrei ausstoßen.

Als Albert die Thür öffnete, trat ihm die erschreckte Else entgegen.

„Herr Gott im Himmel, was für ein Mann ist das! Blei muß betrunken sein — er stieß mich mit beiden Händen zurück und stürzte aus dem Hause.“

„Ja, er ist betrunken!“ meinte Albert.

„Wenn der gräßliche Mensch nur nicht kommt, während Sie auf der Reise sind.“

„Ich glaube es kaum. Halten Sie stets die Thür verschlossen, dann hat es Nichts zu sagen.“

Else trug das Geschirr hinaus.

„Den Patron werde ich mir merken!“ dachte Albert. „Seine Erregung war nicht Zorn, sie war Schrecken. Der fremde Herr hat einen furchtbaren Verdacht in mir angeregt. Ich werde vorsichtig forschen und dann handeln. Ein absichtslos gesprochenes Wort führt zu wunderbaren Entdeckungen. Wenn mein braver Vater ein Opfer der Bosheit

geworden wäre! — Wie kam der Fremde zu der Frage? Starrte Blei nicht leichenblaß nach dem Bette?“

Der junge Mann saß nachdenkend an dem offenen Fenster, bis Else ihm sagte, daß acht Uhr längst vorüber sei.

Rasch begann er seine Toilette.

Es war indeß stark dämmerig geworden.

Else brachte Licht.

Beide besprachen flüchtig Wirthschaftsangelegenheiten. Else bat, Albert möge nicht so lange ausbleiben. Nun war Alles in Ordnung. Die Zeit verfloß dem Harrenden langsam. Die Erregung that ihm wohl, sie brachte Zerstreuung und lenkte ihn von der Trauer ab. Albert glaubte sicher eine Entdeckung zu machen, die ihn der Armuth entreißen mußte.

Mit jeder Minute stieg seine Ungeduld, selbst die Befürchtung beschlich ihn, daß der fremde Herr nicht kommen könne.

Da ward plötzlich leise an die Thür geklopft.

Else erschrak so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß.

Albert öffnete. Ein Diener in silbergestickter Livree stand auf der Schwelle. Es war dieselbe lange Gestalt, die dem Herrn den Wagen geöffnet hatte. Das hagere Gesicht des Dieners sprach eine Gutmüthigkeit aus, die sofort Vertrauen erweckte.

Else betrachtete ihn mit forschenden Blicken. Mit besonderem Wohlgefallen machte sie die Bemerkung, daß der Diener den betreßten Hut ehrerbietig in der Hand trug.

„Mein Herr läßt Herrn Albert bitten — Sie sind doch reisefertig?“

„Ich halte mein Wort!“ sagte fest der junge Mann.

„Mich hält Nichts mehr ab, die Reiſe ſofort anzutreten. Wo iſt Ihr Herr?“

„Sie werden ihn im Wagen antreffen.“

Albert wollte ſein Bündel nehmen. Der Diener kam ihm zuvor.

„Geſtatten Sie mir, daß ich meine Pflicht thue. Sie werden übrigens der Sachen nicht bedürfen, da Sie Alles, was zur Bequemlichkeit dient, vorfinden. Jeder Wunſch, den Sie ausſprechen, geht ſofort in Erfüllung.“

„Wohin reiſen Sie denn?“ fragte Elſe. „Darf man es nicht wiſſen?“

Der Diener lächelte.

„Fragen Sie den jungen Herrn, wenn er zurückkommt.“

„Er kommt doch auch ſicher zurück?“

„Ich ſelbſt werde ihn in dieſes Stübchen führen. Von dieſem Augenblicke an diene ich nicht meinem Herrn, ſondern dem Gaſte, der über mich verfügen mag.“

Elſe hatte den Muth nicht, weitere Fragen auszuſprechen, ſie begnügte ſich, den prächtig gekleideten Bedienten zu betrachten, der eine goldene Uhrkette und eine ſchimmernde Buſennadel trug. Es lag überhaupt etwas ſo Vornehmes in dem Weſen, daß Elſe ſcheu fragte:

„Haben Sie denn auch unſern Vater Andreas bedient?“

„Das will ich meinen, und er iſt mit mir zufrieden geweſen. Wir waren gute Freunde. — Doch ich ſehe, Sie ſind fertig, Herr Albert — gehen wir, wenn es Ihnen beliebt.“

Der Zimmerpolier reichte der Wirthschafterin die Hand.

„Auf baldiges Wiedersehen, Else! Fürchten Sie nicht, daß ich ausbleibe, ich komme so sicher zurück, als ich jetzt von Ihnen scheide.“

„Und ich verbürge mich dafür!“ fügte der Diener versichernd hinzu.

„Wie heißen Sie?“ fragte Else.

„Josef, gute Frau.“

Die Männer verließen das Haus.

Else begleitete sie bis an die äußerste Grenze des Gartenzaunes. Von hier aus sah sie, daß Josef den Wagen öffnete, daß Albert einstieg, daß Joseph den Schlag schloß und sich dann neben den Kutscher setzte.

Der Wagen lenkte um, machte auf der Wiese eine Biegung und verschwand hinter den Bäumen.

„Gott sei mit ihm!“ flüsterte Else. „Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er reist, denn etwas muß die Geschichte zu bedeuten haben. Wäre Vater Andreas nur nicht so verschlossen gewesen, der wunderliche Mann — nun, Albert wird mir schon von seiner Reise erzählen. Findet er seine Eltern und wird er ein angesehener Mann, so sorgt er auch für mich. Ich lasse es mir nicht nehmen, es steckt etwas dahinter. Albert sieht gar nicht aus wie ein Zimmergeselle, wer nicht weiß, was er für eine Profession hat, muß ihn für einen Studenten halten. Der Vater hätte ihn auch studiren lassen, wenn es nur angegangen wäre.“

So dachte Else, die sorgfältig die Hausthür schloß, in dem Stübchen aufräumte und dann ihr Kämmerlein aufsuchte, um sich der Ruhe zu überlassen, deren sie dringend bedurfte.

An einem der Buchenſtämme ſtand Fritz Blei, in die Nacht hinausſtarrend.

„Was geht denn hier vor?“ murmelte er nach langer Pauſe. „Da kommt eine Kutſche mit zwei ſchönen Pferden beſpannt — der Bediente greift dem Zimmergeſellen unter die Arme, als ob dieſer ein vornehmer Herr wäre — in dem Wagen ruft eine Stimme „guten Abend, mein junger Freund!“ — Hätte ich dies Alles nicht mit eigenen Augen geſehen, hätte es mir Jemand erzählt, ich würde es wahrlich nicht glauben. Es geſchehen doch ſeltſame Dinge in der Welt. Nun weiß ich nicht mehr über die Reiſe als zuvor. Ich konnte auch nicht fragen oder ſonſt etwas unternehmen, — mir ſcheint gerathen, daß ich warte. Wenn nun aber Albert nicht zurückkommt? Der Menſch kann gefährlich werden, er ſprach von einer gewiſſen Abſicht — Wetter und Hagel, ich muß vorſichtig ſein. Reißen alle Stricke, ſo ſuche ich das Weite, mich hält ja nichts feſt an dieſe Gegend.“

Wie träumend verließ er die Gruppe der Buchen. Er kam bis an den Zaun des Gartens. Still lag das Häuschen des verſtorbenen Arbeiters vor ihm. Aus Elſe's Fenſter ſchimmerte noch Licht. Blei fuhr zurück.

„Nein, dieſe Baracke betrete ich nicht wieder! War mir doch, als ob Brand in dem Bette lag und mir die verwundete Bruſt zeigte — warum ſoll ich mich in Lagen bringen, die mich verrathen können? Gerold hat Recht, ich bin ein Schwachkopf, ein feiger Menſch, der ſich vor Geſpenſtern fürchtet. Gibt es denn Geſpenſter? Habe ich in meinem Leben nicht daran geglaubt, und jetzt packt es mich, als ob ich ein Schuljunge wäre! Mit dem letzten Athemzuge iſt

Alles aus, man begräbt den Leib, daß er verfaule und der Geist — bah, es ist noch Keiner gekommen, der uns gesagt hat, daß es ein sogenanntes Jenseits gibt. Phantasie, sagt Gerold, nichts als Phantasie. Ein Vogel frißt den andern, um sich zu ernähren — Jeder nimmt das Futter, wo er es findet. So lange ich lebe, will ich genießen und heiter sein!" —

Er begann mit rauher Stimme ein Lied und ging der Stadt zu.

In dem ersten Wirthshause, das er vorfand, machte er Station. Gegen Mitternacht suchte er schwer berauscht seine Wohnung auf.

Man sieht, daß Meister Gerold in der Wahl des Wächters nicht glücklich ist.

Wir begleiten nun den Reisewagen, der Fritz Blei so viel zu denken gegeben.

Albert saß neben dem fremden Herrn, der nach den ersten freundlichen Begrüßungen sich schweigend zurückgelehnt hatte. Dann schien es, als ob er eingeschlafen sei. Die weichen, mit Seide überzogenen Polster des Wagens, der federleicht dahin rollte, bewiesen, daß der Besitzer reich genug war, um den Komfort des Lebens zu beschaffen. Der arme Albert erfuhr zum ersten Male, wie die reichen Leute reisen. Er saß bequem, wie in einem Eiderdunenbette. Wohin die Hand sich streckte, sie berührte seidene Polster. Das Rollen der Räder hörte man kaum.

Albert besaß eine lebhafte Phantasie, und darum plagte ihn die Langeweile nicht. Er dachte an Louisen und bildete sich ein, sie säße neben ihm als — seine Frau. Er selbst,

dieſe Phantasmagorie, nahm faſt die feſten Umriſſe der Wirklichkeit an, war der Sohn einer reichen Familie, die ſich glücklich pries, den einzigen Erben und Stammhalter wiedergefunden zu haben. Der gutmüthige, alte Herr, der ſich ihm ſo geheimnißvoll genähert, war ſein leiblicher Vater. Mit einem Entzücken, das ſich nicht beſchreiben läßt, gab der Zimmerpolier ſich dieſem köſtlichen Sommernachtstraume hin, der je mehr an Lebhaftigkeit gewann, je länger er dauerte. Auch Vater Andreas erſchien unter den auftretenden Traumgeſtalten; er führte eine hohe, ſtattliche Dame an der Hand, die ihn, Albert, Sohn nannte. Vater Andreas fragte lächelnd: „Habe ich ihn gut erzogen? Bin ich ein treuer Bewahrer Ihres Geheimniſſes geweſen, gnädige Frau?“ Die gnädige Frau nickte und reichte dem Greiſe dankbar die Hand. Dann wieder lag Louiſe an ſeiner Bruſt und beſchwor ihn, er möge ſie nicht verlaſſen. Ein Bild jagte das andere, aber alle ruhten auf der Baſis des wirklichen Lebens.

So waren einige Stunden verfloſſen. Die Bewegung des Wagens hatte nicht einen Augenblick nachgelaſſen. Mit der Sicherheit, die kräftige, gut geſchulte Pferde verleihen, rollte die bequeme Equipage bald durch Felder, bald durch kleine Waldungen.

Da regte ſich der alte Herr.

Er zog ſeine Uhr und ließ ſie repetiren.

„Halb Eins!“ murmelte er.

Bei dem Zwielichte der Sommernacht, das durch die geöffneten Wagenfenſter drang, betrachtete er ſeinen nachbarlichen Schläfer.

„Kein Wunder!“ flüſterte er. „Der arme Menſch hat den ganzen Tag gearbeitet. Glückliche Natur, die ich beneide!“

„Louiſe,“ rief Albert im Traume, „Du bleibſt doch wohl die Braut des Armen! Nein, ich will nicht reich ſein — von Dir laſſe ich nicht! Du biſt nicht ſtolz geweſen, haſt den Arbeiter geliebt — Du wirſt mein treues Weib —“

Die nun folgenden Worte blieben unverſtändlich.

„Ah, ein ſüßes Geheimniß!“ flüſterte der alte Herr, und er lächelte dabei. „Louiſe heißt die Geliebte des Armen — wenn ſie nicht nur im Traume exiſtirt. Albert iſt ein intereſſanter Mann, auch ſein Benehmen gefällt mir — wir werden ja ſehen. Louiſe, Louiſe — den Namen muß ich mir merken. Ach, ich weiß nicht, ob Albert ſo glücklicher iſt!“

Der alte Herr kreuzte die Arme und verſank in Nachſinnen. Mehr als ein Mal ſeufzte er tief und ſchwer. Sein Kinn berührte die Bruſt. Plötzlich hielt der Wagen. Joſef erſchien am Schlage.

„Station!“ rief er.

Albert erwachte.

„Wo bin ich?“

„Auf der Reiſe, mein Freund!“

Der Polier kam raſch zur Beſinnung, als er ſich im Wagen ſah. Er folgte der höflich ergangenen Aufforderung und ſtieg aus.

„Sind wir am Ziele?“ fragte er den fremden Herrn, der neben ihm ſtand.

„Für heute. Wir ruhen einige Stunden aus und ſetzen dann die Reiſe fort.“

Joſef gab dem Kutſcher ein Zeichen. Leiſe knallte die Peitſche — der Wagen verſchwand.

Die Sommernacht ward durch das Licht des Mondes erhellt. Albert ſah um ſich. Er ſtand auf einem von Waldbäumen umgebenen Platze, über den hinweg der Weg ſich wie ein weißer Streifen zog. Hinter den Bäumen erhob ſich eine Bergkette, die ſich dunkel von dem blauen, mit Sternen beſäeten Nachthimmel abzeichnete. Eine friſche, erquickende Waldesluft kühlte dem Reiſenden die heiße Stirn.

„Ich bitte!“ ſagte Joſef.

Albert ſah zurück. Vor ihm lag ein Landhaus, deſſen Fenſter im Mondenlichte blitzten. Einige derſelben waren erleuchtet. Ein Theil des Daches ward von den Zweigen hoher Bäume bedeckt, die auf der rechten Giebelſeite ſtanden. Joſef öffnete mit einem Schlüſſel, den er aus der Taſche gezogen, die Thür des hohen Eiſengitters, das das Landhaus umgab. Von ihm geführt, traten die beiden Männer in einen Vorhof, in deſſen Mitte eine Fontaine emporrauſchte. Das Waſſer fiel in ein großes Steinbaſſin zurück. Man erſtieg ſechs Stufen einer Freitreppe. Durch die bereits geöffnete Thür traten die Reiſenden in eine Art Salon, der durch Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern erhellt ward. Alles verrieth den Sommeraufenthalt vornehmer Leute. Die Möbel waren koſtbar. In großen Vaſen, die hier und dort ſtanden, prangten friſche Blumen, die einen würzigen Wohlgeruch verbreiteten. Große Gemälde in ſchweren Rahmen ſchmückten die Wände. In der Mitte des Salons ſtand ein mit drei Kouverts beſetzter Tiſch.

Der fremde Herr war ſtill, faſt traurig geworden. Er

ging, nachdem Joſef ihm den Oberrock abgenommen, ſinnend auf und ab. In ſeinen bleichen Zügen prägten ſich Sorgen und Kummer aus. Albert beobachtete ihn. Er begriff nicht, wie Leute traurig ſein konnten, die in ſo glänzenden Verhältniſſen lebten. Ihm, dem lebensfrohen Zimmergeſellen, der ein reiches Mädchen liebte und wiedergeliebt ward, erſchien die Armuth als das größte aller Uebel. Der Arme vermochte ſeiner Anſicht nach nichts; er ward zurückgeſetzt, verachtet. Und welch ein Glück mußte es ſein, mit der Geliebten in einem ſolchen Hauſe zu wohnen, jeden ihrer Wünſche erfüllen zu können! Ob auch Vater Andreas hier geweſen iſt? fragte er ſich. Der Gedanke an den Verſtorbenen ſtimmte ihn traurig. Es gab doch Ereigniſſe, die durch Reichthum nicht geändert oder ungeſchehen gemacht werden konnten. Es gibt kein Mittel, den Tod zu beſtechen oder abzukaufen.

Auch der fremde Herr mußte wohl einen Verluſt erlitten haben — da ſtand er vor einem der Bilder, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ganz im Anſchauen der Dame verſunken, die, faſt lebensgroß, lächelnd auf ihn herabſah. Es war eine junge, ſchöne Dame, einfach und edel in Weiß gekleidet. Eine Schnur weißer Perlen wand ſich durch das reiche, blonde Haar, das den köſtlichſten Wellenſcheitel bildete, den man ſehen konnte. Welch ein wunderbarer Reiz lag in dem Lächeln des feinen Geſichts! Nur ein großer Künſtler konnte den ausdrucksvollen Kopf auf die Leinwand gezaubert haben. Ein ſolches Bild hatte Albert noch nie geſehen. War es doch, als ob die Blicke der jungen Dame ſich feſt auf den alten Herrn richteten, der eine Unterhaltung mit ihr zu

führen schien. Aber er sah ernst, wehmüthig aus, während sie lächelte.

„Albertine!“ seufzte ganz leise der Herr.

Dann riß er sich gewaltsam los von dem Anschauen und trat zu dem Fenster.

Er schien vergessen zu haben, daß Albert sich in seiner Nähe befand. Langsam öffnete er den hohen Fensterflügel, kreuzte die Arme und starrte den Mond an, der groß und feurig über der Bergkette schwebte. Und dabei wiegte er, als ob er mit dem Gestirne der Nacht spräche, langsam und bedächtig das Haupt.

Josef erschien wieder. Ihm folgte ein Diener, der in silbernen Gefäßen die Speisen auftrug. Auch dieser Diener war ein Greis wie Josef. Mit ernsten Mienen, ohne auf den Gast zu achten, ging er seiner Pflicht nach. Man hörte seine Schritte kaum, da er sichtlich bemüht war, jedes Geräusch zu vermeiden. Josef stand einige Minuten neben seinem Herrn; er schien das Nachsinnen desselben nicht stören zu wollen.

„Gnädiger Herr!“ murmelte er endlich.

„Du, Josef?“

„Ja.“

„Wie steht's?“

„Die Speisen sind aufgetragen.“

„Gut Josef. Rufe die Komtesse.“

„Da kommt die gnädige Frau schon.“

Der zweite Diener hatte eine der Thüren geöffnet und stand ehrerbietig an der Schwelle. Einige Augenblicke verflossen, ehe eine alte Dame eintrat, gebückt, auf einen Stock

geſtützt. Ueber ihren gekrümmten Rücken hing ein Mantel von grauer Seide, der die ganze kleine Geſtalt einhüllte. Eine Mütze von ſchwarzer Seide, garnirt mit breiten weißen Spitzen, bedeckte den zitternden Kopf. Die Komteſſe, wie Joſef ſie genannt hatte, ſtand ſehr hoch in Jahren; ihr Geſicht war gelblich und von unzähligen Runzeln durchzogen. Die tief eingefallenen Wangen gaben kund, daß der Mund völlig zahnlos war. In kurzen Schritten den Stock voranſetzend, ging ſie bis in die Mitte des Saales. Der graue Mantel rauſchte wie eine Schleppe über den glänzenden Parketboden.

Der gnädige Herr trat gemeſſen zu ihr, neigte ſich und küßte ihr die Hand. Dann führte er ſie zu Tiſche.

„Wo iſt der junge Zimmermann?“ fragte ſie mit zitternder Stimme, als ſie ihren Platz eingenommen und den Krückſtock an den Seſſel gelehnt hatte.

Joſef übernahm die Antwort.

„Hier, gnädige Frau!“

Und Joſef führte den jungen Mann, der ſich ſchon völlig vergeſſen wähnte, der Alten zu. Sie ſah ihn mit ſeltſamen Blicken an. Ihr kleines, grünes Auge vergrößerte ſich.

„Ich laſſe Sie zum Handkuſſe!“ ſagte ſie ſtolz.

Und nun ſtreckte ſie zitternd die abgemagerte, mit hohen tiefblauen Adern bedeckte Hand aus, die der verwunderte Albert küßte.

„Sie ſitzen mir gegenüber!“ befahl ſie. „Ich will Sie immer ſehen. Sie gefallen mir!“

Der gnädige Herr deutete melancholiſch auf den Stuhl den Albert einnahm.

Joſef bediente; er reichte zuerſt der alten Dame, dann dem Gaſte und zuletzt dem gnädigen Herrn die feinen, duftenden Speiſen. Die Komteſſe berührte ſie kaum, ſie koſtete nur und tauchte Bisquit in den Wein, den ſie behaglich ſchlürfte. Dieſe Beſchäftigung hinderte ſie nicht, den jungen Gaſt ſcharf anzuſehen.

„Sie wollen das Geſchäft übernehmen?“ fragte ſie endlich.

Albert verneigte ſich, obgleich er von dem Geſchäfte noch keine Ahnung hatte; er verneigte ſich faſt aus Verlegenheit.

„Der alte Brand war ein braver Mann,“ ſagte die Komteſſe. „Ich bedauere, daß er todt iſt. Ignaz,“ wandte ſie ſich zu dem gnädigen Herrn, der ebenfalls wenig Eßluſt zeigte, „Ignaz, Sie haben mir nicht geſagt, wie der brave Zimmermann geſtorben iſt. Da er meine Gunſt mit ſich in das Grab genommen — möchte ich wohl Näheres erfahren.“

„Unſer Gaſt wird Ihrem Wunſche genügen!“ entgegnete Ignaz, indem er Albert bittend anſah.

„Meinem Wunſche?“ rief die Alte entrüſtet. „Sie drücken ſich falſch aus!“

„Ihr Wunſch iſt ſtets Befehl, Komteſſe.“

Sie nickte, zufrieden lächelnd, mit dem Haupte.

Albert ſchilderte die Szene, wie wir es von Fritz Blei gehört haben, als dieſer von dem Zimmermeiſter Geld erpreſſen wollte. Der junge Mann ſprach gut und lebhaft. Der Schmerz trieb ihm die Thränen in die Augen.

„Das ist eine gefahrvolle Arbeit!“ rief die Komtesse. „Brand hat sterben müssen; ich bedauere ihn, o, wie bedauere ich den guten Mann! Er kann das Haus nicht mehr richten, andere Zimmerleute müssen kommen mit Beil und Säge.“

Die alte Dame sah lächelnd in ihr Glas; sie lächelte seltsam, unheimlich. Bei ihrem hohen Alter mußte dem Beobachter sich die Vermuthung aufdrängen: sie ist kindisch. Diese Vermuthung ward dadurch bestätigt, daß die Komtesse eine kostbare Goldkette am Halse und an den dürren Fingern Ringe mit funkensprühenden Steinen trug. Eitelkeit bei einer mehr als achtzigjährigen Frau, wenn sie sich in dieser Weise zeigt, ist eine Verirrung des Geistes. Das Abschreckende der dürren mumienartigen Glieder ward durch den Schmuck erhöht. Jede ihrer Bewegungen führte die Dame stark zitternd aus.

Albert wußte nicht, wie er diese Erscheinungen deuten sollte. Der Umstand, daß Vater Brand in gutem Andenken stehe, beruhigte ihn und drückte die Zweifel nieder, die sich in ihm erhoben. Der nächste Tag schon mußte ihm klar zeigen, zu welchem Zwecke man die abenteuerliche Reise veranstaltet hatte. Im Grunde seiner Seele hoffte er, daß der Schleier gelüftet werde, der geheimnißvoll seine Herkunft bedeckte. Aber wie war die Melancholie des Herrn Ignaz zu deuten, der bei dem Besuche in Buchau lebhaft und bestimmt gesprochen hatte? War es doch, als ob eine tiefe Trauer, ein heftiger Seelenschmerz ihn zu dem Verkehre mit Anderen untauglich machte.

Die Komtesse gab das Zeichen zum Aufstehen. Sie nahm ihren Krückstock und trat vom Tische zurück.

Die beiden Männer verließen ihre Plätze.

Ignaz küßte ehrerbietig der alten Dame die Hand.

„Ich habe ihn nun gesehen," sagte sie ernst.

„Sind Sie zufrieden?"

„Er gefällt mir. Fahren Sie fort, meine Befehle zu erfüllen. Wäre nur Andreas nicht todt! Ich hätte den guten Mann gern noch einmal gesprochen. Albert heißt Jener dort?"

„Ja, gnädige Frau!"

„Albert! Albert! Man gebe ihm bessere Kleider! Ich befehle es!"

„Und Ihr Befehl soll erfüllt werden."

„Sie haften mir dafür! Ihren Arm, Ignaz!"

Die alte Dame legte ihren linken Arm in den rechten des Mannes; mit der rechten Hand stützte sie sich auf den Stock, den sie geschickt zu verwenden wußte. So verließ das Paar den Saal, ohne sich um den jungen Mann weiter zu kümmern, der ihnen betroffen nachsah.

Wollte man ihn geflissentlich nicht gewahren und zurücksetzen oder behandelte man ihn aus Zerstreuung wie einen Gast, der nur geduldet wurde? Im letzteren Falle hatte er es mit seltsamen Menschen zu thun; im ersteren war wenig Hoffnung vorhanden, das Geheimniß, das ihm am Herzen lag, zu ergründen.

„Herr Albert!" redete ihn der lange Josef an.

„Ah, Sie sind noch da!"

„Ich bin immer da, bin stets bei Ihnen, wie ich mir schon früher zu bemerken erlaubte."

„Was geschieht nun?"

„Sie folgen mir auf das Zimmer, das für Sie vorbereitet ist. Die Nacht ist kurz und wir müssen ruhen.“

Der Bediente nahm einen silbernen Armleuchter und schritt voran. Er erstieg eine bequeme Treppe, ging über einen Korridor und öffnete eine Thür. Der arme Albert war wie geblendet von der Pracht des Zimmers, das er betrat.

Josef deutete auf einen Alkoven, der durch einen Vorhang von grüner Seide geschlossen wurde.

„Hier hat Andreas Brand mehr als ein Mal geruht; auch Sie werden nicht wachen nach den Anstrengungen der Reise!“ fügte er lächelnd hinzu.

Und zugleich schob er die Vorhänge zurück, daß das saubere Bett sichtbar ward.

„Herr Josef!“

„Was beliebt, mein Herr?“

„Wo bin ich denn eigentlich?“

„Bei guten Leuten, lieber Herr.“

„Das begreife ich wohl; aber ich möchte doch gern aus leicht begreiflichen Gründen mehr wissen.“

„Sie haben versprochen, genau wie Ihr Pflegevater zu handeln.“

„Ja.“

„Andreas Brand hat nicht gefragt.“

„Ich soll doch meinen, daß eine gute Sache die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen hat.“

„Es handelt sich hier um ein Familiengeheimniß und um das Glück guter Menschen. Gehen Sie ruhig zu Bett und vertrauen Sie einem alten Manne, der —“

Joſef ſchwieg gerührt; er hatte die letzten Worte mit zitternder Stimme geſprochen.

„Fahren Sie doch fort!“ bat Albert.

„Sie können viel thun, wenn Sie ſchweigen und im Sinne Ihres verſtorbenen Pflegevaters handeln. Dafür wird man Ihnen danken. Auf Ihnen ruhen die Hoffnungen einer ganzen Familie. Nun gute Nacht! Bedürfen Sie meiner, ſo ziehen Sie die Glocke.“

Joſef hatte das Zimmer verlaſſen.

„Auf Ihnen ruhen die Hoffnungen einer ganzen Familie!“ wiederholte Albert, indem er ſich auszukleiden begann. „Das iſt ſchon etwas. Ach, wenn ich doch meine Eltern kennen lernte — Louiſens wegen!“

Er legte ſich in das friſche, ſchneeweiße Bett, nachdem er die Kerzen ausgelöſcht. Der Schlaf meldete ſich bald mit der Gewalt, die er auf junge Leute auszuüben pflegt. Albert betete für ſeine Louiſe und entſchlummerte. Unter den angenehmen Geſtalten, die der Traum ihm vorgaukelte, war die Louiſens die angenehmſte. Die Zeit, in welcher der Arbeiter gewöhnlich aufzuſtehen pflegte, war längſt vorüber, denn die Sonne ſandte ihren hellen Strahl durch die Fenſter, als er erwachte. Ihm war, als ob er die jüngſten Ereigniſſe geträumt hätte. Verwundert rieb er ſich die Augen. Das ſchimmernde Gemach blendete ihn faſt. Er ſprang auf. Neben dem Bette lagen die feinſten Kleider, wie ſie ein Galanthomme nur wünſchen kann. Albert erinnerte ſich des Befehls der Komteſſe; er zögerte nicht, Toilette zu machen. Die ſchwarzen Pantalons, die Lackſtiefeln, die weißſeidene Weſte und der ſchwarze Frack lagen wie angegoſſen an den ſchlan-

ken, kräftigen Körperformen des jungen Zimmermanns. Selbſt ein Vorhemd fehlte nicht, das an Feinheit und Weiße Alles übertraf, was Albert bis jetzt geſehen. Mit der Eitelkeit des Liebhabers, der ſeiner Schönen immer mehr zu gefallen ſucht, betrachtete er ſich im Spiegel.

Wahrlich, da zeigte ſich ein wahrer Byronkopf! Das krauſe Haar, das bräunliche, edelgeformte Geſicht, die großen blauen Augen und das Bärtchen über der Oberlippe — Albert war mehr als intereſſant, er war ſchön. Erſtaunt betrachtete er ſich. Noch nie hatte er einen Frack getragen; jetzt hatte er ein ſolches Kleidungsſtück, um das er die Kaufmanns-Kommis oft beneidet.

„Was iſt denn das?“ fragte er ſich. „Treibt man einen Scherz mit mir oder ſoll ich wirklich ein vornehmer Mann werden? Das Findelkind, das der arme Zimmermann in ſein Haus genommen, gleicht heute einem Baron. Ich habe einmal ein Schauſpiel geſehen, in dem ähnliche Dinge vorgingen — da habe ich den Kopf geſchüttelt und gelacht über die Tollheiten — heute geht es mir in Wirklichkeit ſo!“

Er ſah durch das Zimmer, als ob er zweifelte. Und er hätte faſt zweifeln mögen. Die Einrichtung war eine fürſtliche zu nennen. Die Wände erglänzten von rothſeidenen Tapeten und Gold. Das Geräth war zierlich aus Mahagoniholz gearbeitet. Die wunderlichſten Nippſachen ſtanden auf den Simſen und Möbeln. Eine Reinlichkeit und Sauberkeit herrſchte überall, die von der äußerſten Sorgfalt der Hausverwaltung zeigte. In der Anordnung lag ein Geſchmack, der nur eleganten Damen eigen iſt. Wäre Albert in dieſer

Sphäre bekannter gewesen, er würde errathen haben, daß er sich in einem Damenboudoir befand.

Nun öffnete er das Fenster. Ein Park lag vor ihm ausgebreitet, der ihn an die Feenmärchen erinnerte, die er in früher Jugend gelesen. Blumen, Gesträuche und Bäume standen in der üppigsten Pracht; dicht am Fuße des dunkelgrün bewaldeten Berges, der sich in kurzer Entfernung erhob, schimmerte die blaue Stahlfläche eines Teiches. Auf dem Platze vor dem Hause, den ein Kranz lebensgroßer Steinfiguren umgab, rauschte eine Fontaine.

Rechts zeigten sich die Fenster eines Treibhauses. Links zog sich eine dunkle Lindenallee hin, die sich in der Ferne verlor. Aber kein Spaziergänger, nicht einmal ein Arbeiter war sichtbar. In den Bäumen jubelte ein Heer von Vögeln und auf dem Teiche schimmerte das weiße Gefieder schwimmender Schwäne. Die Luft war rein und mild, eine köstliche Bergesluft, die kein rauchender Schornstein verpestete. Und eine Ruhe, ein Friede lag über der wundervollen Landschaft ausgebreitet, der den Geist zur Andacht stimmte. Die Menschen mußten glücklich sein, die immer hier leben konnten. So wähnte Albert, der starr vor Verwunderung die Herrlichkeiten betrachtete.

Josef trat ein.

„Ihre Glocke ruft mich nicht," sagte er lächelnd, „so muß ich denn ungerufen kommen. Gut, Sie haben Toilette gemacht — wir können zum Frühstück gehen."

Albert erröthete; er wollte nicht eitel erscheinen und entschuldigte sich mit dem Befehle der Komtesse, die Kleider anzulegen.

„Ich würde Sie dringend ersucht haben, sich umzukleiden," entgegnete gutmüthig der Alte. „Haben Sie das Porträt gesehen?"

„Welches Porträt?"

Josef deutete nach der Thür des Alkovens. Ueber derselben hing ein Oelgemälde in Goldrahmen.

„Sehen Sie sich den Kopf genau an, junger Herr!"

„Vater Brand!" rief Albert erstaunt.

„Ihr Pflegevater."

Freundlich sah der Alte auf den Sohn herab. Die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Originale war täuschend. Vater Brand trug die Kleidung vornehmer Leute; Niemand würde in ihm den alten Zimmergesellen vermuthet haben, der um geringen Tagelohn auf den Bauplätzen arbeitet; er sah gutmüthig aus, aber auch sehr nobel. Das Porträt war von der Hand eines bedeutenden Künstlers gemalt.

„Herr Josef," stammelte Albert, „ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie es in meinem Kopfe aussieht — wohin mein Auge sich wendet, erblickt es räthselhafte Dinge. Urtheilen Sie selbst: kann ich denn schweigend Alles an mir vorübergehen lassen? Die Brust möchte mir zerspringen —"

„Sie wird nicht zerspringen, ich kenne das! Schweigen Sie nur in Gottes Namen und überlassen Sie sich getrost meiner Führung, dann werden Sie an ein schönes Ziel gelangen. Mein Freund Andreas war nicht so neugierig — Seien Sie doch ein Mann, und vergessen Sie nicht, daß Sie Ihrem Glücke entgegengehen. Dort ist die Bürgschaft dafür."

Joſef deutete noch einmal nach dem Bilde. Und Albert ſah noch einmal hin. Die freundlichen Züge des Alten ermuthigten ihn wirklich, er ſchämte ſich der wiederholt ausgeſprochenen Bitte um Aufklärung. Und keck folgte er nun dem Bedienten, der ihn in das Erdgeſchoß führte und dort die Thür zu der Veranda öffnete, die nach dem Garten hinaus ging. Prachtvolle Blumen ſtanden in dichten Reihen auf der Baluſtrade und weiterhin Orangen in großen Kübeln. Ein köſtlicher Duft erfüllte die Veranda und den Garten. Herr Ignaz ſaß leſend an dem Frühſtückstiſche. Er legte das Buch nieder, um den Gaſt zu begrüßen. Der arme Herr ſah heute ungewöhnlich bleich aus, ſeine Melancholie ſchien noch tiefer geworden zu ſein, er mußte körperlich und geiſtig zugleich leiden. Das große Auge war trübe und matt, das erzwungene Lächeln drückte einen herben Schmerz aus. Albert empfand Mitleiden mit dem vornehmen Herrn, der ſich des Vollgenuſſes ſeiner Güter nicht erfreuen konnte, der inmitten aller dieſer Herrlichkeiten trauerte, die doch zum Frohſinn ſtimmen mußten. — Das Frühmahl ward ſchweigend eingenommen. Die alte Komteſſe erſchien nicht; Joſef bediente, wie Abends zuvor, allein Sorge und Kummer lagen bleiern auf dem Manne, der dem Anſchein nach, der Beſitzer des irdiſchen Paradieſes war.

„Joſef,“ ſagte Ignaz, „ſorge für den Gaſt, ich werde meinen Geſchäften nachgehen. Was ſonſt zu thun, iſt Dir bekannt.“

Traurig reichte er dem jungen Manne die Hand und verſchwand. Der Bediente führte ſeinen Schutzbefohlenen durch den Park. Alles, was Albert ſah, verrieth einen großen

Reichthum, Geſchmack und Freigebigkeit in Bewilligung der Mittel zu ſchönen Anlagen. Nach einer halben Stunde kamen die Spaziergänger in ein reizendes Birkenwäldchen. Ein Bach ſchlängelte ſich zwiſchen den weißen Stämmen hin dem Weiher zu. Die Sonne brannte heiß hernieder; in dem duftigen Haine war es kühl. Hier und dort ſtanden Ruhebänke.

„Still!“ ſagte Joſef plötzlich.

Albert blieb erſchreckt plötzlich ſtehen.

„Was iſt's?“

„Wir ſtören die Betrachtungen einer Dame.“

„Welcher Dame?“

„Ich bitte, treten Sie mit mir hinter dieſen Baum.“

Joſef wählte den ſtarken Stamm einer Birke, die drei bis vier Schritte von dem Wege entfernt ſtand. Sie verbarg beide Männer.

„Verhalten Sie ſich ruhig,“ bat der Bediente; „hätte ich gewußt, daß die Dame ſich im Garten befindet, ich würde Sie durch das Thal geführt haben.“

„Darf ich die Dame nicht ſehen?“

„O ja; aber es iſt nicht gut, daß die Dame uns ſieht. Wir müſſen uns ihr um jeden Preis entziehen. Bleiben Sie ruhig!“ bat Joſef ängſtlich und dabei hielt er die Hand des Gaſtes feſt.

Albert lauſchte.

Da ſchimmerte eine ſchwarze Geſtalt durch die weißen Stämme; ſie kam langſam in dem ebenen Sandwege näher. Albert erkannte deutlich eine hohe, ſchlanke Dame im mittleren Lebensalter. Sie war völlig in ſchwarze Seide gekleidet; auch der leichte Florhut war ſchwarz. Ihr ſchönes, edel

geformtes Geſicht war bleich wie eine Lilie. Die Blicke auf den Boden geſenkt ſchwebte ſie unhörbar vorüber. In der ſchlaff herabhängenden Hand trug ſie ein weißes Tuch, das ſie von Zeit zu Zeit an den Mund legte. Sie mußte krank ſein, denn ihr Gang war unſicher und ſchwankend. Der lange Mantel floß wie ein Trauerflor über den ſchlanken Körper herab. Ohne rechts und links zu blicken ging ſie weiter, dem Landhaus zu. Nach einigen Minuten war ſie verſchwunden.

Joſef ſeufzte auf, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre.

„Gott ſei Dank!“ fügte er hinzu. „Gehen wir weiter.“

Beide verließen den Platz, um tiefer in den Hain zu gehen.

Des Seltſamen ereignete ſich hier ſo viel, daß Albert wähnte, er befinde ſich in einer andern Welt. Menſchen und Dinge waren hier nicht der Art, wie der junge Zimmermann ſie zu ſehen gewohnt; ſie trugen den Stempel des Sonderbaren, des Außergewöhnlichen. Es ward ihm unbehaglich, zumal er ſeine Neugierde nicht befriedigen konnte. Und ſo ließ er ſich ruhig auf vielen Umwegen nach dem Landhauſe zurückführen, das ſtill und einſam, wie ein verlaſſenes Gut, in dem paradieſiſchen Thale lag. In dem Zimmer, das man ihm angewieſen, verließ ihn Joſef.

Lange betrachtete er das Bild des Vaters Andreas.

„Die kurze Zeit vergeht!“ dachte er. „Ich werde ausharren, ohne weiter zu fragen, und wenn Wunderdinge vor meinen Augen geſchehen — Louiſens wegen. Ich wandle ja auf dem Wege, den Vater Andreas oft betreten hat. Wer

kann Intereſſe daran haben, mich in Gefahr zu bringen? Greift man mich an, ſo bin ich kräftig und gewandt genug, den Feind wirkſam abzuweiſen. Ich wage es, denn ich kann nur gewinnen, nicht verlieren.“

Das Geräuſch eines ankommenden Wagens unterbrach dieſe Betrachtungen.

Albert trat an das Fenſter.

Eine elegante Reiſechaiſe hielt vor der Veranda. Die muthigen Pferde ſtampften ungeduldig den Boden. Der greiſe Diener, der Abends zuvor die Speiſen aufgetragen, erſchien in einem langen, hellblauen Rocke, deſſen Kragen und Aufſchläge reich mit Silber geſtickt waren. Er hatte ſich offenbar zur Reiſe gerüſtet. Nachdem er einige Minuten gewartet, riß er den Schlag des Wagens auf. Die ſchwarze Dame, am Arme Ignaz's, kam die Stufen der Veranda herab. Sie ſtieg langſam in den Wagen. Noch einmal ward ihre Hand ſichtbar, die der zurückbleibende Ignaz küßte. Der Bediente ſchloß den Schlag, ſchwang ſich hinten auf den Sitz — der Wagen verſchwand zwiſchen den Bäumen des Parks.

Albert war abgeſpannt; er verbrachte zwei Stunden allein in dem Zimmer. Die Einſamkeit that ihm wohl, ſie geſtattete ihm, ſich ungeſtört mit Louiſen zu beſchäftigen. Mit Sehnſucht gedachte er der Geliebten, an der ſein ganzes Herz hing. Dem Träumenden verfloß die Zeit raſch. Joſef kam und lud zum Diner ein, das in dem kühlen Salon eingenommen ward. Auch die alte Komteſſe erſchien. Sie war genau ſo gekleidet wie in der verfloſſenen Nacht. Bei dem Lichte der Sonne ließ ſie ſich deutlicher beobachten als bei dem Lichte der Kerzen. Das hohe Alter machte ſie ſehr

häßlich; ihr Blick war unſtät und wirr, er gewann nur dann einigen Ausdruck, wenn ſie ihn auf den Gaſt richtete, der ihr gegenüber ſaß.

Schweigend, wie ſie gekommen, zog ſie ſich zurück. Ignaz begleitete ſie.

„Machen Sie ſich fertig," ſagte Joſef.

„Wozu?" fragte Albert.

„Nach einer Viertelſtunde reiſen wir."

„Sind wir noch nicht am Ziele?"

„Wir werden dieſen Abend dort eintreffen, wo man uns erwartet. Hier haben wir geruht."

„Iſt Herr Ignaz krank?"

„Es geht dem gnädigen Herrn beſſer," antwortete ausweichend der Diener; „Sie werden ihn bald geſprächig und freundlich ſehen."

„Darf ich nicht Abſchied nehmen von der Frau Komteſſe?"

„Sie liebt Zeremonien dieſer Art nicht; außerdem ſehen Sie ſie wieder."

Eine Viertelſtunde ſpäter hielt der Wagen an dem Gitterthore.

Albert, der einen weißen Oberrock und einen feinen ſchwarzen Hut trug — Joſef hatte für Alles geſorgt — ſtieg nach dem gnädigen Herrn in den Wagen, der, kaum daß er die Reiſenden aufgenommen, leicht durch das reizende Thal rollte.

Stunden verfloſſen, ohne daß angehalten ward. Der Weg führte bald durch Felder, bald durch Waldungen und Wieſen. Albert, der ſich durch das Betrachten der Landſchaft

Unterhaltung zu verſchaffen ſuchte, entdeckte hier und dort ein einſames Haus oder einen abgelegenen Weiler. Der Kutſcher ſchien nur Feldwege zu wählen und Chauſſeen zu vermeiden.

So kam der Abend. Vor einem Dorfwirthshauſe fütterte der Kutſcher die Pferde. Joſef brachte Erfriſchungen, wie er ſie auftreiben konnte. Bald ward die Reiſe fortgeſetzt. Nun bemerkte Albert, daß der Wagen auf einer ſtaubigen Landſtraße fuhr. Rechts und links zeigten ſich wieder Berge und von Zeit zu Zeit Häuſer und kleine Dörfer.

Nach einer Stunde war die Dämmerung der Nacht gewichen; die Straße führte durch einen Wald, deſſen Bäume dicht zuſammenſtanden.

Ignaz ſprach jetzt das erſte Wort.

„Wir werden bald am Ziele ſein, gedulden Sie ſich nur kurze Zeit. Das Reiſen iſt läſtig, vorzüglich in Geſellſchaft eines Mannes, der leidet.“

„Sie leiden, gnädiger Herr?“ fragte Albert theilnehmend. —

„O, ſchon lange!“

„Ich beklage Sie.“

„Danke, mein lieber Freund!“

„Es müßte doch wohl Mittel geben, die Ihre Krankheit beſeitigen.“

Der gnädige Herr ſeufzte.

„Ich hoffe, das Mittel noch zu finden; bis jetzt iſt es mir nicht gelungen.“

„Sie ſind reich, gnädiger Herr, können Alles bewerkſtelligen — man ſagt, Geld thue Wunder.“

„Es macht auch elend.“

Dies konnte Albert nicht begreifen, der den Satz festhielt: Der Arme iſt ein beklagenswerthes Geſchöpf. Die Armuth eben war es ja, die ihm nach ſeiner Meinung überall hindernd in den Weg trat. Die Armuth trennte ihn von der Geliebten, ſie zwang ihn zu ſchweren Arbeiten und hinderte ihn an der Ausbildung ſeines Talents. Hätte Vater Andreas nicht das Haus richten müſſen, er würde der Verletzung entgangen ſein und erfreute ſich ohne Zweifel heute noch der beſten Geſundheit. Die Armuth hatte den fleißigen Arbeiter in das Grab gebracht.

Der junge Mann war erſtaunt über den Ausſpruch ſeines Begleiters, der doch ein großes Vermögen beſaß.

In dem raſch rollenden Wagen herrſchte tiefe Finſterniß. Der Forſt war dichter geworden. Das Echo gab die Hufſchläge der Pferde zurück, die nicht zu ermüden ſchienen. Man hörte das Knallen der Peitſche, die zur Eile antrieb. Faſt war es, als ob man in einem Gewölbe fuhr. Das Raſſeln der Räder erklang dumpf und hohl. Albert ſah durch das offene Fenſter — ſchwarze Finſterniß lag rings ausgebreitet, es war unmöglich, einen Gegenſtand zu erkennen. Die Luft war kühl geworden und feucht wie in einem Tunnel.

Albert fühlte ſich beengt, als ob der Wagen ihn einer Gefahr entgegentrüge; ſein ſeufzender Begleiter kam ihm unheimlich vor.

„Nicht wahr, Sie haben Muth?“ fragte Ignaz plötzlich.

„Furcht kenne ich nicht, gnädiger Herr.“

„Auch verſtehen Sie Ihr Handwerk.“

„Man ſagt, daß ich nicht ſchlecht arbeite.“

„Gut, recht gut! Bewähren Sie Ihre Geschicklichkeit, es wird sich Ihnen Gelegenheit dazu bieten. Und dann bin ich Ihr dankbarer Schuldner.“ —

Ein donnerähnliches Getöse erschreckte den jungen Mann.

„Was ist das?“ rief er aus.

„Nichts! Nichts!“

„Sind wir nicht mehr auf der festen Straße?“

„Wir fahren über eine Holzbrücke, das ist Alles.“

Noch eine Minute dauerte das Tosen, das durch die Hufe der Pferde und durch die Räder hervorgebracht wurde, dann hielt der Wagen.

Eine Grabesstille herrschte rings; kein Lichtstrahl erhellte die undurchdringliche Finsterniß.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, als ob knarrende Thorflügel geöffnet würden. Und so mußte es sein, denn der Wagen fuhr langsam weiter, dem hohlen Tosen nach zu urtheilen, durch ein gewölbtes Thor.

Eine halbe Minute verfloß; das falbe Licht von Fackeln, die hüpfend näher kamen, zertheilte die Finsterniß.

Der Wagen hielt. Josef öffnete den Schlag. Und zur Seite standen zwei Diener; jeder derselben trug eine rauchende Fackel.

Die Reisenden stiegen aus.

Albert war geblendet, er vermochte noch nicht zu erkennen, wo er sich befand. Ueber ihm glänzten die Sterne, aber rings umher erhoben sich dunkle Massen, die entweder Gebäude oder Mauern sein mußten. Der Eindruck, den die Umgebung auf ihn ausübte, war ein düsterer, unheimlicher,

trotzdem er einzelne Gegenstände noch nicht unterscheiden konnte. Eine kalte Luft wehte ihn an, eine wahre Kerkerluft.

„Ist Alles vorbereitet?“ fragte Ignaz, der sich fröstelnd in seinen Mantel hüllte.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ antworteten einstimmig die Fackelträger, die in dunkle Livree gekleidet waren.

„Voran!“

Eine Fackel bewegte sich voran, die andere folgte.

Der Zug kam an eine kolossale Steintreppe, deren Stufen sich schwer ersteigen ließen. Das rothgelbe Feuer der Fackeln beleuchtete ein dunkles Haus mit tiefen Fenstern und breiten Simsen. Wohl zwanzig Stufen mußten die Reisenden betreten, ehe sie die Thür und eine weitere, niedere Hausflur erreichten, die mit großen Quadersteinen gepflastert war. Bei dem Lichte einer Laterne, die an der Decke befestigt, erkannte man Hirschgeweihe und Raubvögel, die, wohlgeordnet, eine seltsame Zierde der Wände bildeten.

Im Hintergruude zeigte sich eine Treppe von schwerem Eichenholze, deren Geländer ein Kunstwerk von Schnitzarbeit war. Der Architekt wußte diese Arbeit zu würdigen.

Man erreichte den durch Laternen erhellten Korridor des ersten Stockes. Hier waren die Wände mit braunem Holze getäfelt, selbst die Decke zeigte prächtige Holzarbeit

Josef öffnete eine der kleinen Thüren.

„Gute Nacht, mein lieber Freund!“ sagte Ignaz.

Er reichte dem jungen Manne die Hand und verschwand in dem geöffneten Zimmer.

Josef stieg noch eine Treppe höher.

Der Korridor des zweiten Stocks war dem des ersten durchaus ähnlich.

„Hier ist das Gastzimmer!“ sagte Josef.

Mit diesen Worten ließ er den Gast eintreten.

Das Zimmer war dem Charakter des Gebäudes entsprechend eingerichtet. Das braune Getäfel der Wände, die schweren, dunkeln Möbel, groß und mit Schnitzwerk geziert, die kleinen Fenster in dicken Sandsteinmauern, die Holzdecke mit starken Tragbalken — Alles erinnerte an eine längst entschwundene Zeit.

Trotzdem war es gemüthlich in dem großen Raume. Das breite Himmelbett hatte dunkle Seidengardinen wie die beiden Fenster; in schweren Falten hingen diese Gardinen bis auf den Boden herab, der mit einem weichen Teppich belegt war.

Auf dem Simse des großen Steinkamins standen nicht nur Vasen mit frischen Blumen, sondern auch Figuren und eine Alabasteruhr, deren feste Pendelschläge durch den ganzen Raum schallten.

Dem Bette gegenüber stand ein bequemes Sofa; vor diesem ein ovaler Tisch, den eine dunkelgrüne Damastdecke einhüllte. Die Wachskerzen des dreiarmigen Silberleuchters verbreiteten ein helles Licht.

Josef hatte dem Gaste einige Minuten Zeit vergönnt, die Umgebung anzustaunen. Dann sagte er:

„Hier sind Sie Herr, hier haben Sie allein zu befehlen. Sie werden hier wohnen, speisen und schlafen. Ich kann nicht immer in Ihrer Nähe sein, da ich auch meinen armen Herrn zu bedienen habe.“

„Ihren armen Herrn?“ fragte Albert verwundert.

„Er iſt unglücklich, wie kaum ein zweiter Menſch auf der Erde. Sie werden ſein Unglück noch kennen lernen und gewiß Alles aufbieten, um es zu lindern. Von ihm ſelbſt werden Sie die Anweiſungen dazu erhalten. Ihnen ſteht immer ein Diener zu Gebote, der Ihre Befehle pünktlich ausführt.“

Joſef ſetzte eine ſilberne Glocke in Bewegung, die auf dem Tiſche ſtand.

In der getäfelten Wand öffnete ſich eine Thür, die ſich auf den erſten Blick nicht erkennen ließ; es ſchien, als ob ein Fach ſich ablöſte.

Ein kleiner Mann trat haſtig ein. Er trug die Livree des Hauſes: blau und Silber. Man würde ihn für einen zwölfjährigen Knaben gehalten haben, wenn ſein bartloſes, bleiches Geſicht nicht einige Furchen gezeigt hätte.

Das ſpärliche Haar war hellblond und bedeckte mit ſeinen Spitzen eine Glatze.

Das Männlein war nicht mehr jung, aber ungemein beweglich und behend. Fragend ſah er den langen Joſef an.

„Fabian, ſiehſt Du dieſen Herrn?“

Fabian nickte mit dem Kopfe.

Joſef fuhr fort:

„Es iſt der Sohn des Andreas Brand, den Du ſo oft bedient haſt.“

Das Geſicht des kleinen Mannes verrieth eine innige Freude; er reichte raſch dem Gaſte die Hand und ſah ihn bewegt an.

„Stoßen Sie ſich nicht daran, daß Fabian ſtumm iſt; er hört und ſieht gut und wird Sie vortrefflich bedienen. Außerdem iſt er der beſte und treueſte Menſch, den ich kenne, Sie können ihm Ihr ganzes Vertraues ſchenken. Ich ſtehe für ihn, wie für mich ſelbſt. Wollen Sie mich ſprechen, ſo ſenden Sie Fabian, ich werde nicht verfehlen, zu kommen. Gute Nacht!“

Joſef hatte ſich entfernt.

Fabian ſtand wartend in der Mitte des Zimmers.

„Sie haben meinen Vater gekannt?“ fragte Albert.

Der kleine Mann nickte wiederholt mit dem Kopfe.

„Mein Vater iſt todt.“

Fabian zuckte zuſammen. Beſtürzt ſah er den Gaſt an.

„Glauben Sie es nur!“ verſicherte Albert traurig.

Der Bediente zog ſein Tuch und trocknete die Thränen. Dann gab er durch Zeichen zu erkennen, daß er den Verſtorbenen ſehr lieb gehabt und ſich gefreut habe, ihn wiederzuſehen. Die Unterhaltung war für Albert nicht ſo ſchwierig, denn Fabian verſtand ihn und wußte ſich durch Geſten und Geberden ziemlich deutlich auszudrücken.

Albert legte den Oberrock ab, Fabian half ihm den Frack ausziehen. Dann brachte er einen bequemen Schlafrock mit dem Bedeuten, daß Vater Brand dieſes Kleidungsſtück gern getragen habe. Er beſchrieb, wie der Alte darin ſich ausgenommen und bequem auf dem Sofa ausgeſtreckt habe. Sein Mienenſpiel war ſo lebendig, daß der Gaſt wenig zu errathen brauchte.

„Mich hungert!“ klagte Albert.

Fabian riß einen Wandſchrank auf und holte ein voll-

ſtändiges Gedeck hervor. Zwei Minuten ſpäter lag ein weißes Tuch auf dem Tiſche, und Meſſer, Gabel und Löffel vom feinſten Silber erglänzten.

Der Stumme verſchwand durch dieſelbe Thür, durch die er eingetreten war.

Bald kam er mit leckeren Speiſen zurück, deren Duft das ganze Zimmer erfüllte. Er brachte auch Wein und ein ſchimmerndes Kryſtallglas, das er mit dem Anſtande eines gewandten Dieners kredenzte.

Albert lud ihn ein, mit ihm zu eſſen; Fabian dankte durch eine tiefe Verneigung.

Die Mahlzeit war beendet. Schüſſeln, Meſſer, Gabeln und Löffel verſchwanden eben ſo raſch als ſie gebracht worden waren. Man hätte glauben mögen, Fabian brauche gar keine Zeit zu ſeinen Verrichtungen. Der Gaſt entließ den Diener. Dann begab er ſich zur Ruhe, er war recht müde. Schon früh am nächſten Morgen erwachte er. In dem Zimmer herrſchte noch Dämmerung. Albert hüllte ſich in den Schlafrock, zog die Vorhänge zurück und öffnete ein Fenſter. Welch ein Anblick bot ſich ihm dar! Er ſah in einen Hof, der von hohen ſchwarzen Mauern umgeben. Jenſeits der Mauern ragten rieſige Felſen empor, deren verklüftete Gipfel phantaſtiſche Geſtalten bildeten. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume zeigte ſich.

Dem alten Gebäude, das einem Jagdſchloſſe aus dem Mittelalter glich, gegenüber lag ein koloſſaler runder Thurm, völlig aus Stein erbaut. Tief unten im Thurme befand ſich das Thor, die einzige Einfahrt zu dem Schloſſe. Das Auge erblickte, wohin es ſich wandte, nur Stein. Die ganze Be-

ſitzung war rings von Felſen eingeſchloſſen, daß man ſie füglich eine Bergfeſtung nennen konnte. Alles trug den Stempel des hohen Alters, der Einſamkeit und der Verlaſſenheit. Um die Spitze des Thurmes flog krächzend eine Schaar kleiner Raben. Das widerliche Geräuſch erhöhte das Grauenvolle der Gegend, über der noch Morgendämmerung ausgebreitet lag. Für einen Menſchen, der düſtere Romantik liebt, oder die Welt haßt, wäre das Schloß ein paſſender Aufenthalt geweſen.

Albert hatte lange beobachtet; außer den Raben konnte er kein lebendes Weſen gewahren. Ihm ward doch ängſtlich um's Herz. An Flucht, wenn ſie nöthig werden ſollte, war nicht zu denken. Zu welchem Zwecke hatte man den jungen Zimmermann nach dieſem traurigen Orte geführt? Wie konnte er den Bewohnern nützen, die offenbar mit Gemüthsleiden kämpften? Und hier ſollte Vater Andreas geweſen ſein, ohne daß der alte Mann, der ſich gern über ſeine Erlebniſſe unterhielt, davon erzählt hatte. Was konnte Vater Andreas hier verrichtet haben? Albert bereute faſt, in blindem Vertrauen ſeinem Führer gefolgt zu ſein. In ſchmerzlicher Wehmuth gedachte er Louiſens, die in großer Angſt leben würde, wenn ſie ſeine abenteuerliche Reiſe wüßte.

„Was auch geſchehen wird," dachte er; „zu einer That, die ich nicht billige, laſſe ich mich nicht verwenden. O, hätte ich eine Waffe!"

Lange verbrachte er am Fenſter. Wäre er weniger befangen geweſen, er würde ſich an dem großartigen Naturſchauſpiele ergötzt haben, das ſich nun entfaltete. Die Sonne war hinter dem Hauſe höher geſtiegen; ihr goldener Strahl

traf die Spitzen der Felsen und die runde Kuppel des gegenüberliegenden Thurms. Während hoch oben der junge Tag leuchtete, webten unten noch die Schatten der Nacht. Die Luft war dumpf und kühl, eine Gefängnißluft. Und dabei waltete eine grauenvolle Stille, die das Gekrächze der flatternden Raben widerlich unterbrach.

Nach langer Zeit schlug die Uhr auf dem Simse des Kamins fünf.

Albert wartete noch.

Was würde er darum gegeben haben, wenn er jetzt hätte sein Tagewerk beginnen können. Vielleicht war er ein Gefangener. Konnte er, der Findling, nicht ein Mensch sein, den für immer verschwinden zu lassen gewisse Leute ein Interesse hatten? Die seltsamsten Annahmen und Vermuthungen drängten sich ihm auf. Unwillig ergriff er die Glocke, die auf dem Tische stand, und klingelte.

In demselben Augenblicke ward die Thür geöffnet und Fabian trat rasch ein.

„Wo bin ich denn? Wie heißt dieses alte Schloß? Wer ist der Besitzer?“

Der Stumme legte die Hand an den Mund als Zeichen, daß er sich nicht verständlich machen könne.

„Dürfen Sie nicht antworten?“

Fabian schüttelte den Kopf.

„Oder wollen Sie nicht?“

Nun zuckte der Stumme mit den Achseln.

„Können Sie schreiben?“

Fabian verneinte es.

„Was hat mein Vater hier verrichten müſſen?“

Fabian breitete die Hände aus, als wolle er ſagen: ich weiß es nicht.

„Sie wiſſen es nicht?“

Und Fabian ſchüttelte wiederum mit dem Kopfe.

„O,“ dachte Albert, „die vorſichtigen Leute haben mir einen ſtummen Diener gegeben!“

Der kleine Bediente deckte den Tiſch und brachte das Frühſtück. Albert genoß nur wenig, er war zu erregt. Die Annahme, man habe ihn in eine Schlinge gelockt, ward ihm, da er argwöhnte, zur Gewißheit. Was ſollte er beginnen? Er ſah ein, daß er der Gewalt weichen und ſich ſo lange ruhig verhalten mußte, bis man ihm den Zweck der Reiſe mittheilte.

Fabian hatte ſich entfernt. In dem Zimmer war es wieder unheimlich ſtill wie zuvor. Die gleichmäßigen Pendelſchläge der Uhr unterbrachen dieſe Stille nicht. Das Zimmer ſchien ein glänzendes Gefängniß zu ſein. Feſt und ſchwer ſtanden die getäfelten Wände und die großen altmodiſchen Geräthe. Die Sonne, die höher geſtiegen, vermochte nicht ihre Strahlen durch die Fenſter zu ſenden; die Felſen, die den Hof einſchloſſen, bildeten einen undurchdringlichen Schirm. Nur um Mittag konnte den Bewohnern die Wohlthat des vollen Lichtes und der Wärme werden. Albert ſann darüber nach, in welcher Gegend er ſich wohl befinden könne; aber nirgends ward ihm ein Anhaltspunkt, er wußte ja nicht einmal, welche Richtung der Wagen von Buchau aus eingeſchlagen hatte. Seine geographiſchen Kenntniſſe erſtreckten ſich auf alle Länder der Erde; von dieſem Thale, das unſern der

Heimat lag, hatte er keine Ahnung. Die Armuth hatte ihm das Reisen nicht gestattet.

Josef erschien. Melancholisch grüßte er den Gast.

„Sind sie mit der Bedienung zufrieden?“ fragte er.

„Ja; aber ich möchte nun gerne wissen, woran ich bin.“

„So begleiten Sie mich.“

„Wohin?“

„Zu dem gnädigen Herrn.“

Beide Männer verließen das Zimmer. Sie stiegen zu dem dritten Stocke hinan. Auch hier war der Korridor genau wie in dem ersten und zweiten Stocke. Die Holzarbeiten, die Albert hier sah, rissen ihn zur Bewunderung hin. Das Getäfel der Wände, die Einrahmung der Thüren und die Verzierungen an der Decke bildeten Blätter und Früchte, die ein Meister in der Holzschnitzkunst hervorgebracht hatte.

Josef öffnete eine Thür, die zu einem kleinen Vorgemache führte.

„Warten Sie, lieber Herr!“

Er kam nach einigen Augenblicken zurück, um den jungen Mann in einen Saal treten zu lassen, der seine matte Beleuchtung durch ein hohes ovales Fenster empfing. Die Decke, ganz mit Holz ausgeschlagen, war gewölbt. Das Fenster, eine Art gothischen Kirchenfensters, reichte vom Fußboden bis zur Decke und hatte bemalte Glasscheiben, die von außen durch ein Drahtgitter geschützt wurden. Mehr konnte Albert nicht beobachten, da Ignaz ihn anredete. Der gnädige Herr war, wie Tags zuvor, in Schwarz gekleidet. Hinter ihm saß in einem geschnitzten Lehnstuhle jene bleiche Dame,

die Albert in dem Birkenwäldchen des Parkes gesehen hatte, als er mit Josef den Spaziergang gemacht. Wir wissen, daß sie am Morgen aus dem Landhause abgereist war, das Albert Nachmittags verlassen hatte. Die bleichen, traurigen Menschen in der düstern Umgebung brachten einen peinlichen Eindruck hervor.

„Sie werden nun ihr Werk beginnen," sagte Herr Ignaz. „Leider kann ich es Ihnen in diesem Augenblicke noch nicht näher bezeichnen; aber wenn Sie mir folgen und Zeuge einer Unterredung sein wollen —"

„Mein Gott! mein Gott!" seufzte die Dame, die starr den Zimmermann angeblickt hatte.

Albert war von Mitleid ergriffen; er hätte mit der Dame weinen mögen, die ihr Gesicht verhüllte.

In diesem Augenblicke hörte man Hammerschläge, die in einem Nebengemache ausgeführt wurden. Dumpf und hohl hallten sie durch den Raum. Die Dame lauschte auf die Schläge.

„Er arbeitet!" flüsterte sie.

„Willst Du uns begleiten?" fragte Ignaz.

„Ich werde eine verborgene Zeugin der Unterredung sein."

Albert hatte jetzt Gelegenheit gehabt, das Gesicht der Dame näher zu beobachten. Wenn Gram und Sorgen nicht ein frühes Alter herbeigeführt hatten, so mußte sie vierzig und einige Jahre zählen. Ein hoher Grad von Intelligenz sprach sich in den schönen, scharf markirten Zügen aus; aber auch ein tiefes Seelenleiden.

Die Schläge ertönten von Neuem; diesmal heftiger und anhaltender.

Dann ward es plötzlich still.

„Ignaz," sagte die Dame schmerzlich, „gehe nun, es ist Zeit!"

„Benigna," fragte der Herr, „bleibst Du bei Deiner Ansicht?"

„Fest und unerschütterlich. Wir dürfen ja auch nicht mehr zögern."

Ignaz seufzte tief und schwer.

„Wohlan denn!" murmelte er.

„In Gottes Namen!" fügte die Dame hinzu, einen Blick gen Himmel sendend.

Eine unerklärliche Angst schnürte dem jungen Manne das Herz zusammen. Ihm war, als ob man ihn zu einer schrecklichen Szene führte. Die Umgebung war ganz dazu geeignet, den peinlichen Eindruck zu erhöhen, den das kurze Gespräch der beiden andern Personen hervorbrachte.

Ignaz öffnete eine Thür in dem Getäfel der Wand.

„Folgen Sie ihm, junger Mann!" bat die Dame, die sich erhoben hatte.

Als sie sah, daß Albert verlegen zögerte, fügte sie bewegt hinzu:

„Es droht Ihnen durchaus keine Gefahr; den Schmerz, der uns zerreißt, brauchen Sie nicht zu theilen."

Albert folgte dem Herrn.

Er trat in eine seltsame Werkstatt, deren Einzelnheiten er nicht genau beobachtete, da der Arbeiter seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Es war dieß ein langer, hagerer Mann mit schneeweißem Haupthaare. Ein voller Bart, gekräuselt und weiß wie das Haupthaar, bedeckten den größten Theil des abgehagerten, faltenreichen Gesichts. Die Nase, etwas stark, hatte eine römische Biegung. Das große Auge lag tief unter der hervortretenden, eckigen Stirn, auf die herab eine weiße Locke hing. Um den langen Hals wand sich nachlässig ein Tuch von schwarzer Seide. Den Oberkörper hüllte eine Blouse von grauer Leinwand ein, die durch einen braunen Ledergürtel mit Messingschnalle über den Hüften zusammengehalten ward. Weite Pantalon von demselben Stoffe reichten bis auf die Füße, die in braunen Lederschuhen staken. Die Hände waren groß und kräftig, wie die eines Arbeiters, der es sich sauer werden läßt.

Dieser Mann arbeitete an einem Kasten, der auf zwei massiven Böcken stand. Kunstreiches Schnitzwerk zierte die Seitenwände, die soeben zusammengefügt waren. Man sah Blumen, Blätter und Früchte in geschmackvoller Zeichnung.

Der Meister war einen Schritt zurückgetreten, hatte die Arme gekreuzt und weidete sich an dem Totaleindrucke, den die zusammengefügten Bretter gewährten.

„Gut," murmelte er mit tiefer Baßstimme, „die Ranken greifen genau in einander; die Blätter passen, als ob sie sich sanft um die Kanten schmiegten, und die Beeren treten deutlich hervor. Die Form ist gut, ich bin zufrieden."

Nun blieb er sinnend stehen.

„Baldwin!" rief Iguaz so ruhig, als es ihm möglich war.

Und Baldwin wandte langsam den Kopf zur Seite.

Digitized by Google

„Du kommſt wie gerufen, Bruder!“

„Wahrhaftig?“

„Dort ſteht mein Sarg!“ rief Balduin, den langen Arm ausſtreckend. „Macht er nicht einen freundlichen Eindruck? Die Kunſt, die große, erhabene, mildert die Schrecken des Todes! Das iſt mein letztes Werk, ich habe es an dem Tage vollendet, den ich feſtgeſetzt hatte. Wenn der Abend dämmert, liegt der Deckel darauf.“

„Balduin!“

„Es iſt gut, daß man an ſeine letzte Ruheſtatt denkt!“ fuhr der Künſtler wie im Selbſtgeſpräche fort. „Ich habe ſtets daran gedacht. Alle irdiſchen Dinge haben keinen Werth, ſind Tand — ſie zerfallen in Nichts vor dem einzigen Worte „Sarg.“ Der Arme, der Reiche, der Böſe, der Gute — der Stolze, der Demüthige, der Mächtige, der Schwache — der Glückliche und der Unglückliche — man legt ihn zuletzt in den Sarg. Auch den Unglücklichen!“

Balduin ſeufzte, ſtrich die greiſe Locke aus der Stirn und legte die Hand auf den Sarg. Sinnend verblieb er in dieſer Stellung.

Ignaz betrachtete ihn wehmüthig.

„Was ſoll ich hier?“ fragte ſich Albert. „Iſt jener Mann krank, daß er ſolche Dinge treibt?“

Er ließ den Blick durch das große Gemach ſchweifen, in dem er nun eine vollkommen eingerichtete Werkſtatt erkannte. Alle Inſtrumente eines Holzarbeiters, von dem größten bis zum kleinſten, glänzten wohlgeordnet an den Wänden. Sägen, Meißel, Hämmer, Beile, Zangen, Feilen, Grabſtichel, Zirkel und Winkelmaße, Hobelbank, Drehbank

und Gerüſte aller Art ſah der junge Zimmermann. Durch eine hohe gewölbte Thür glaubte er ſogar eine Schloſſer- oder Schmiedewerkſtatt zu erkennen. Am Boden lagen Späne, kleine und große Holzſtücke. Rohe Blöcke, regelmäßig aufgeſtapelt, zeigten ſich im Hintergrunde.

Der Meiſter mußte ein fleißiger Arbeiter ſein, mußte ſeine Kunſt gründlich verſtehen. Alles verrieth, daß hier ſtets thätige Hände walteten. Ein großes Fenſter mit hellen Scheiben geſtattete dem Sonnenlichte Eingang.

„Ich darf nicht raſten!“ fuhr Balduin auf. „Die Zeit vergeht raſch und noch habe ich viel zu thun. Das iſt kein rechter Mann, der den Tag ohne Arbeit verſtreichen läßt. Die Morgenſonne ſcheint durch das Fenſter. — Morgenſtunde hat Gold im Munde! An's Werk denn — die Roſen müſſen ſich zu einer Laube wölben — das Immergrün darf keine abgebrochenen Ranken zeigen. — Ich arbeite korrekt wie die alten Künſtler, deren Werke man heute noch bewundert. Die klaſſiſche Zeit iſt vorüber — unſere Meiſter bauen leicht und ohne Geſchmack. Das nennen ſie neuere Schule — ich möchte ſie für Narren halten, wenn ſie nicht gar zu kluge Leute wären!“

Balduin begann wieder zu arbeiten. Er führte den Hammer mit der Geſchicklichkeit des geübteſten Arbeiters. Mit zufriedenen Mienen betrachtete er das Gefüge des Sarges. Sein Lächeln war unheimlich, wie das eines Wahnwitzigen.

„Balduin!“ rief Ignaz.

„Wer iſt da?“ fragte der Meiſter, der ſich über den Sarg gelegt hatte.

„Ich, Dein Bruder!“

„Ignaz! Mein zweiter Bruder — willſt Du mich daran erinnern, daß ich der Erſtgeborene bin? Und doch — Du haſt recht. Wer früher geboren, ſtirbt früher, das iſt Naturgeſetz. Sei ohne Sorge, ich ſterbe bald — Die Kraft meines Körpers hat abgenommen — ſchon ſeit Jahren — Ich tauge längſt nicht mehr für dieſe Welt — Was kümmert mich der Tod? Meine Werke ſind unſterblich.“

Der arme Meiſter hatte ſich ſtolz emporgerichtet; ſeine großen Augen glühten, als ob ihn plötzlich ein anderer Geiſt beſeelte. Feierlich legte er die Hand auf den Sarg.

„Ich fürchte ihn nicht! Dort ruht ſich's gut nach gethaner Arbeit. Ich habe mir mein Bett ſelbſt gezimmert und geſchnitzt. Gibt es einen Fürſten, der ſich deſſen rühmen kann? Aber ich will nicht in der Erde ruhen — hoch oben in freier Luft, im Sonnenſchein, friſch und frei, nicht den Würmern ein Raub —“

„Bruder, denke doch nicht an den Tod! Du haſt noch ernſte Pflichten im Leben zu erfüllen.

„Pflichten? Was für Pflichten?“

„Denke an Benigna.“

Balduin fuhr mit der Hand nach der Stirn.

„Ach, Benigna!“ rief er ſchmerzlich.

Dann ſtarrte er einige Augenblicke düſter zu Boden.

„Was will Benigna?“ fragte er murmelnd.

„Sie iſt Deine Gemalin.“

„Ich weiß es.“

„Ein herber Seelenſchmerz verbittert ihr das Leben.“

Balduin warf einen langen, ſchwermüthigen Blick auf den Bruder.

„Habe ich ihr den Schmerz bereitet? Wer mißt mir die Schuld bei?“

„Nein, nicht Du, Bruder, die Hand des Schickſals —“

„Glaubſt Du denn immer noch an ein Schickſal?“ rief bitter lächelnd der Meiſter.

„Ich glaube daran.“

„Es giebt kein Schickſal, oder doch nur ein ſolches, das der Menſch ſich ſelbſt bereitet.“

„Laſſen wir das.“

„Gäbe es eine Macht, die des Menſchen Schickſal leitet, ſo muß es eine furchtbare ſein. Haben wir geſündigt? Bin ich ein Verbrecher? Was hat Benigna gethan, die arme Mutter?“

Balduin brach in ein bitteres Lachen aus.

Ignaz ergriff die Hand des bleichen Mannes.

„Bruder,“ ſagte er bittend, „Du ſelbſt haſt den heutigen Tag beſtimmt —“

„Ich? Wozu?“ fragte Balduin, wie aus einer Zerſtreuung zurückkehrend.

„Dein letztes Werk iſt heute vollendet.“

„Das iſt es, dem Himmel ſei Dank. Und es iſt ein Meiſterwerk.“

„Du wirſt nun nicht mehr arbeiten?“

„Nein, ich gehe ein zur ewigen Ruhe. Ihr gönnt mir ſie wohl nicht?“ fragte er bitter.

„Wir gönnen ſie Dir, Bruder.“

„So ſtört meine Einſamkeit nicht; dieſe letzte Bitte ſpreche ich aus.“

„Aber wir verlieren Dich! Die Welt verliert einen Künſtler —“

„Halt, das iſt nicht wahr!“ rief Balduin, die Hand ausſtreckend. „Wer hat dieſes Jagdſchloß mit eigener Hand ausgebaut? Ich! Ich! Alles, was das Auge erblickt, iſt mein Werk! Und mein Werk wird bleiben, ſo lange dieſe Felſen ſtehen. Der Künſtler iſt unſterblich. Tröſtet Euch und gönnt mir die Ruhe, die ich verdient habe. Ich bin recht müde —“

Er legte den Arm auf den Sarg und den Kopf auf den Arm.

Albert erkannte, daß er einen ſchwachſinnigen oder mindeſtens doch einen überſpannten Mann vor ſich hatte. Zu welchem Zwecke aber mußte er Zeuge dieſer Szene ſein? Er ſollte es bald erfahren.

„Balduin!“ rief Ignaz.

Der Angeredete erhob ſich langſam; er ſah fragend um ſich. —

„Balduin, wo willſt Du ruhen?“

„Bei meinem Kinde!“

„Und wo ruht Dein Kind? Triff Deine letzten Beſtimmungen, wir werden ſie treulich erfüllen.“

„Ja, ja! Wo iſt mein Zimmermann?“

„Brand iſt geſtorben, er iſt ein Opfer ſeiner Arbeit geworden.“

Der Meiſter zuckte heftig zuſammen, als ob er einen jähen Schmerz in der Bruſt empfände.

„Das war's! Das war's!“ rief er mit erſtickter Stimme. „Nun erkläre ich mir Alles! An jenem Sonntagmorgen, es war ruhiges Wetter, kein Lüftchen regte ſich — da ſtürzte

der große Balken herab — wie von unsichtbarer Hand geschleudert. Brandt ist todt, der brave Mann! Wer ersetzt ihn mir?“ fragte Balduin trostlos.

„Hier steht sein Sohn! Albert vollendet das Werk seines Vaters.“

Der Künstler betrachtete den jungen Mann.

„Bist Du Zimmermann, Freund?“ fragte er barsch.

„Zimmermann und Architekt, gnädiger Herr! Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung. Was soll ich thun?“

„Du sollst mich begraben. Diesen Liebesdienst habe ich von Deinem Vater erwartet — nun wirst Du ihn mir leisten.“

Albert schauderte zurück.

„Gehen Sie darauf ein!“ flüsterte ihm Ignaz zu. „Sie sehen, der arme Mann ist geisteskrank. Dadurch, daß wir ihm nachgeben, gelangen wir in den Besitz eines wichtigen Geheimnisses.“

Balduin war rasch zu dem Fenster getreten und hatte einen Flügel in demselben geöffnet. Der Weg zu dem Balkon war frei geworden.

„Brand!“

„Hier bin ich!“

„Komm' zu mir!“

Albert folgte.

Balduin ergriff seine Hand und führte ihn auf den Balkon, der nur eine niedere Steineinfassung hatte. Von hier aus ließ sich erkennen, daß das Jagdschloß auf einem Felsen stand. Tief unten gähnte eine schwarze Schlucht, in der ein Wasser rauschte. Gegenüber, getrennt durch die

Digitized by Google

Schlucht, erhob ſich ein rieſiger Felſenkegel, auf dem ein aus Stein erbauter runder Thurm ſtand, ähnlich dem, der das Thor bildete. Die Spitze deſſelben war aus Holz gezimmert und mit grauem Schiefer gedeckt. Unter der Spitze lief eine Eiſengallerie hin. Ein Zugang zu dem alten Gemäuer ließ ſich nirgends entdecken.

Der Thurm, an deſſen Fuße Geſtrüpp und Ranken wucherten, ſtand einſam und verlaſſen auf dem Feſengrunde. Hinter ihm zeigten ſich niedere Granitblöcke und Wald. In weiter Ferne ſah man eine fortlaufende Bergkette.

Balduin hatte einige Augenblicke die Spitze des Thurmes betrachtet, die hell in der Morgenſonne ſchimmerte.

„Biſt Du ein rechter Zimmermann?“ fragte er nun.

„Ich glaube, gnädiger Herr.“

„Dann mußt Du jenen Thurm erſteigen.“

„Und was ſoll ich thun, wenn ich oben bin?“

„Unter der Kuppel iſt ein luftiges Gemach, klein, rund und nicht hoch. Dein Vater hat es erbaut nach meiner Zeichnung. Es iſt mein Begräbniß. — In der Luft will ich ruhen, nicht in der feuchten und finſteren Erde. Steige jetzt hinauf — nimm ein Beil mit Dir — öffne die Thür — in dem Gemache ſteht ein Kinderſarg —“

Balduin ſchwieg; er preßte beide Hände auf die Bruſt.

„Mein Kind! mein Kind!“ rief er in durchdringenden Tönen. „Dort oben liegt mein Kind! Weiß der kalte Fels, was ein Vaterherz empfindet, das um ſein Kind trauert? Nein! nein! Auch die Menſchen, die fühlloſen, wiſſen es nicht! Hier iſt Alles zerriſſen, Wunde klafft an Wunde —

Und das hat das Schickſal gethan? Nicht wahr, es gibt ein Schickſal?“

Er brach in ein bitteres Lachen aus.

„Tollheit!“ fuhr er fort. „Ich will ja nicht weinen, will nicht trauern! Mein Kind hat der Welt kein Andenken hinterlaſſen — wer erinnert ſich des blonden Knaben, der auf den Knien ſeines Vaters ſpielte und den Hals ſeiner Mutter umklammerte? Der ſchöne Körper iſt zerſtört — man hat ihn mir gemordet! — Ich muß zu Ende kommen. — Bin ich nicht unſterblich? Die Werke dauern fort, die Menſchen vergehen! So will ich denn die Dinge ordnen — — Benigna ſoll die Erbſchaft antreten — ich verzeihe ihr!“

Balduin ſtrich das graue Haar aus der Stirn und ſah in den blauen Aether empor.

„Ja, mein Werk iſt vollendet! Der Zimmermann mag hinanſteigen — Dort oben iſt mein Mauſoleum — Freund, Du trittſt ein durch die Thür — rechts an dem Gitter ſteht der braune Sarg — öffne ihn vorſichtig — zerſtöre die Blume nicht, die eine Meiſterhand geſchaffen — der Kopf des Kindes ruht auf einem Ebenholzkaſten — dieſen Kaſten hole mir!“

Albert verſprach es.

Beide traten in das Gemach zurück.

Balduin begann wieder zu arbeiten.

Ignaz führte den Zimmermann in das erſte Gemach, wo Benigna wartete. Die Dame war ſo erregt, daß ſie kaum ſprechen konnte; ſie kannte den Auftrag, den Albert empfangen hatte.

„Wollen Sie es wagen, den Thurm zu beſteigen?“ fragte ſie bebend.

„Ich bin gewohnt, an gefahrvollen Orten zu arbeiten, gnädige Frau. In der Arbeit, die man mir aufgetragen, erblicke ich keine große Gefahr. Erlauben Sie mir, daß ich den Thurm unterſuche.“

Die Dame drückte ihm innig die Hand.

„Seien Sie vorſichtig!“ bat ſie. „Ich würde Sie zurückhalten, wenn uns nicht ſo viel an der Erlangung des Käſtchens läge. Und einem andern dürfen wir uns nicht anvertrauen. Beginnen Sie Ihr Werk; ich werde Gottes Schutz auf Sie herabflehen.“

In Benigna's Augen erſchienen Thränen. Sie wandte ſich gewaltſam ab, um ihren Schmerz nicht zu zeigen.

„Folgen Sie mir!“ rief Ignaz. „Die Zeit drängt.“

Er führte ihn in das Erdgeſchoß des Schloſſes. Hier wartete der ſtumme Diener, der bereits Auftrag hatte, den Zimmermann zu geleiten.

Ignaz entfernte ſich, nachdem er einige ermuthigende Worte an Albert gerichtet und von großer Belohnung geſprochen hatte.

Fabian übergab dem Zimmermann nun leichte Kleider, die er ſchon bereit gehalten hatte. Albert legte ſie an. Nach fünf Minuten ſah er aus wie ein Turner. In dem Ledergürtel trug er ein blankes Beil und eine Strickleiter.

Fabian ſprang munter voran. Der kleine Menſch zeigte die Beweglichkeit eines Jünglings von ſechszehn Jahren. Beide gingen durch eine Art Souterrain mit gewölbter Decke Eine ovale Thür ſtand offen. Der Bediente deutete auf ein

Brett, das am Boden lag. Albert verſtand ihn, er nahm das Brett und legte es über die Schlucht, die hier eine Breite von ſechs bis ſieben Fuß hatte. So war das Schloß mit dieſem Felſen verbunden. Die beiden Männer gingen hinüber. Ein Fußpfad ließ ſich nicht erkennen; die Steinblöcke waren mit Moos und Kraut bewachſen. Tief unten rauſchte das Waſſer, das ſich durch Spalten und Riſſe fortwand. Eine feuchtkalte Luft füllte den Felſengrund an.

Man kam zu dem Kegel, der die Baſis des Thurms bildete.

Albert ſah empor.

Sein ſcharfes Auge entdeckte bald eine eingehauene Treppe, deren Stufen mit Moos bewachſen waren. Dieſe Treppe wand ſich ſpiralförmig um den Kegel und führte zu einer Oeffnung in dem Thurme, die durch ein ſtarkes Brett verſchloſſen wurde.

Das Brett wich vor den kräftigen Beilhieben Alberts.

Die Männer ſtanden in dem ſchwarzen Innern des Thurmes, den eine feuchte und dumpfe Luft erfüllte. Der Boden mußte mit Quadratſteinen gepflaſtert ſein, denn die Schritte hallten wieder wie in einem Gewölbe. Man hörte auch das Fallen von ſchweren Waſſertropfen.

„Was wird nun?“ fragte Albert.

Statt der Antwort fühlte er ſeine Hand ergriffen und fortgezogen. Fabian kannte den Ort; er hatte eine Wendeltreppe gefunden, die ſich eng zwiſchen dem alten Gemäuer emporwand. Die Stufen derſelben waren unregelmäßig und ausgetreten. In der Höhe von ungefähr zwanzig Fuß drang Licht durch ein kleines viereckiges Loch. Hier erkannte Albert,

daß das Gemäuer aus wohlzugerichteten Steinen zuſammengefügt war.

Fabian wollte ruhen.

„Vorwärts!“ rief der Zimmermann. „Wir brauchen Luft und Licht.“

Der kleine Bediente ſprang weiter.

Der Luftlöcher zeigten ſich bald mehrere.

Nach fünf Minuten blieb Fabian ſtehen.

„Was gibt's?“ fragte Albert, der vor Begierde brannte, das Werk zu vollbringen.

Fabian ſtieß Töne aus, die ſich nicht deuten ließen. Albert trat ihm zur Seite; er fand, daß die Treppe durch eine Holzthür geſchloſſen war. Er zog ſein Beil. Dumpf hallten die gewaltigen Schläge durch die Wölbung. Die ſtarken Bretter der Thür hielten lange Stand; endlich wichen ſie der Kraft und Geſchicklichkeit des Zimmermannes, der im Dunkeln gearbeitet hatte. Krachend brach die Thür zuſammen. Das helle Sonnenlicht drang herein. Die Männer traten auf eine Art Platform, die von einem Holzgitter eingeſchloſſen ward. Hier war das Gemäuer zu Ende. Aber auf demſelben erhob ſich nun die Kuppel, die von ſtarken Holzpfeilern getragen ward. Ein ſtarker Luftſtrom zog von den Bergen herüber. Albert hatte keinen Sinn für das eigenthümlich ſchöne Panorama, das ſich unter ihm ausbreitete; ſeine Aufmerkſamkeit ward von dem Baue gefeſſelt, der ſich über ſeinem Haupte erhob. Er erinnerte ſich vor längerer Zeit eine Zeichnung entworfen zu haben, die Vater Brand ihm als Uebung aufgegeben.

Hier fand er die Konſtruktion wieder, die er ſich damals nicht hatte erklären können.

Den Riß, den er bei der Zinnlampe gezeichnet, den er als ein kindiſches Phantaſieſtück betrachtet, fand er hier ausgeführt. Die Kuppel konnte nur das Werk Vater Brand's ſein. Je länger Albert den wunderlichen Bau betrachtete, deſto deutlicher erinnerte er ſich der Einzelnheiten des Plans.

Nirgends zeigte ſich eine Treppe.

Fünf rieſige Balken trugen das kleine Haus, das Balduin als ſein Mauſoleum bezeichnet hatte. Die Entfernung von dem Gemäuer bis zu dem Hauſe war bedeutend. Es war ein wunderlicher, aber ſolid ausgeführter Bau, der durch ſeine Kühnheit das Erſtaunen des Fachmannes erregte.

Hoch oben um das Haus zog ſich eine Galerie von Holz hin. Dieſe mußte man erreichen, um in das Innere zu gelangen.

Fabian hatte den Zimmermann ängſtlich beobachtet; er ſchien zu fragen, ob es ihm möglich ſein werde, das Ziel zu erreichen.

Es war ein gefährliches Stück Arbeit.

„Ich vollbringe es!“ dachte der Zimmermann.

Nun unterſuchte er die einzelnen Säulen.

In einer derſelben fand er ſtarke Nägel eingeſchlagen.

Die Strickleiter war überflüſſig geworden. Die Nägel ließen ſich als Stufen benützen.

Albert ſchickte ſich an, die Fahrt zu unternehmen. Die Höhe, in der er ſich befand, war bedeutender, als er gedacht hatte.

Digitized by Google

Fabian zeigte nach dem Schloſſe, deſſen Dach kaum die Höhe des Felskegels erreichte. Da ſtanden Ignaz und Benigna an dem hohen Fenſter, deſſen Flügel ſie geöffnet hatten. Die ſchwarze Dame winkte mit dem weißen Tuche, als wolle ſie zur Vorſicht mahnen, oder Glück wünſchen. Dann lehnte ſie denn Kopf an die Schulter Ignaz's. Alle dieſe Bewegungen ſah Albert wohl; er ſuchte ſie indeß nicht zu deuten, ſondern ſchritt muthig zum Werke. Wie oft hatte er auf ſchwankenden Gerüſten geſtanden und ſchwere Arbeit vollbracht. Hier handelte es ſich nur darum, ein Käſtchen zu holen, das kein großes Gewicht haben konnte.

Keck umſchlang er die Säule und ſetzte den Fuß auf den nächſten Nagel. So erreichte er den zweiten, dritten und vierten. Bald ſchwebte der Verwegene hoch über der Plattform in freier Luft.

Fabian zitterte; er konnte nicht nachblicken, er konnte nur beten.

An dem Fenſter ſtanden der Herr und die Dame, die dem gräßlichen Schauſpiele zuſahen. Und die verwegene Fahrt mußte unternommen werden eines irrſinnigen Menſchen wegen.

In der Mitte der Höhe ruhte Albert. Er ſtand mit dem Fuße auf einem Nagel und hielt mit beiden Armen die Säule umklammert. Er glich einem Knaben, der einen hohen Baum erklimmt. Nach einigen Minuten ſetzte er die Luftreiſe fort, die bis jetzt für den gewandten und kräftigen jungen Mann keine Gefahr bot. Alle ſeine Bewegungen waren entſchloſſen und wohl berechnet. Man erkannte den Arbeiter, der in ſeinem Berufe wirkt.

Auf dem letzten der Nägel ſtand er ſtill.

Er unterſuchte die Decke. Nirgends ließ ſich eine Spur von einer Oeffnung erkennen. Die Bretter waren regelrecht gefügt und genagelt. Der Zimmermann mußte demnach von Außen die Galerie zu erklimmen ſuchen. Er ſtieg um einen Nagel höher und bog den Kopf, um die Böſchung zu ermeſſen. Es gehörte mehr als Kühnheit, es gehörte Verwegenheit dazu, den Schwung zu wagen. Albert gedachte der Gefahr nicht, er hatte nur das Ziel im Auge, das zu erreichen er ſich vorgeſetzt. Konnte er ſich doch auf ſeine Elaſtizität verlaſſen, die ſich in vielen ſchwierigen Fällen ſchon bewährt hatte. Den Rückweg gedachte er dadurch zu erleichtern, daß er ein Brett des Bodens zertrümmerte und von Innen herabſtieg. Er trug ja Beil und Stickleiter im Gürtel.

Der Fuß des kühnen Arbeiters ſtand auf dem letzten Nagel.

„Mit Gott!“ rief er. „Ich muß hinauf!“

Raſch griff er nach der Galerie.

Die rechte Hand erfaßte einen Stab des Eiſengitters. Wenn dieſer Stab nicht feſt war, wenn er nachließ, ſtürzte Albert in die Tiefe. Das Eiſen blieb unbeweglich. Nun ſtieß Albert mit dem Fuße an die Säule — ſein Körper ſchwebte einen Augenblick in freier Luft — die Bruſt ruhte auf der Böſchung — beide Hände hatten das Gitter erfaßt — die Füße hingen ſchlaff hernieder, ſie hatten keinen Haltungspunkt.

Unten ſtand Fabian und hielt die gefalteten Hände emporgeſtreckt. Die Angſt erpreßte ihm inartikulirte Töne, die wie Hilferufe erklangen.

Albert konnte nicht lange in dieſer Lage bleiben. Die Hände wurden matt, die Bruſt ſchmerzte. Nun nahm er alle Kraft zuſammen. Die Sehnen des jugendlichen Körpers dehnten ſich — die Kniee fanden einen Stützpunkt auf der Böſchung; aber ſie glitten aus, das Holz war zu rund — der Zimmermann hing wieder, wie zuvor, nur an den Händen.

Er mußte ruhen.

Die zweite Kraftanſtrengung hatte denſelben Erfolg; wiederum gleiteten die Knie aus.

„Louiſe! Louiſe!“ ſtammelte Albert.

Zurück konnte er nicht, da der Fuß zu kurz war, um die Säule zu erreichen. Es begriff ganz das Gefahrvolle ſeiner Lage. Trotzdem bewahrte er Faſſung und Gleichmuth. Mit kundigem Auge blickte er zu der Galerie empor. Der Eiſenſtab hatte in der Mitte einen Ring. Langſam bewegte er die rechte Hand — ſie erfaßte endlich dieſen Ring. Die linke Hand ging nach — nun hob ſich der ganze Körper — beide Hände erfaßten die oberſte Kante des nicht hohen Gitters — die Fußſpitzen berührten die Böſchung — der letzte Stoß erfolgte — Albert ſchwang ſich über das Gitter auf die Galerie.

Es war die höchſte Zeit. Der ganze Körper bebte, kalter Schweiß bedeckte ſein Geſicht, die Kraft hatte ihn verlaſſen. Ein Dankgebet flüſternd lehnte er ſich an das Bretterhaus. Nun ſah er nach unten. Der Thurm war doch höher als es den Anſchein hatte. Wie klein ſah das Schloß aus, das zwiſchen den Felſen lag, die jenſeits darüber hinausrag-

ten. Die Schlucht am Fuße des Kegels glich nur noch einem ſchwarzen Streifen.

Ein friſcher Wind kühlte das Geſicht des verwegenen Zimmermannes, der ſtolz auf die zurückgelegte gefahrvolle Bahn blickte. Eine ähnliche Aufgabe war ihm bis jetzt nicht geworden. Und er hatte ſie glücklich gelöſt — vielleicht eben ſo wohl zu ſeinem eigenen Heile als zum Vortheile derer, die ihn dazu veranlaßt.

Fünf Minuten der Ruhe genügten um ihn völlig zu kräftigen.

Das Beil in der Hand tragend, umſchritt er das runde Gebäude, das ſtatt der Fenſter oben kleine Luftlöcher hatte. Der Bau war ſolid aus ſtarkem Eichenholze aufgeführt.

Ein Mauſoleum hoch oben in freier Luft — es war ein bizarrer, und doch kühner Gedanke! Hier alſo ſollte die Leiche eines Kindes ruhen —

Albert ſchauderte zurück.

Eine ſeltſame Vermuthung ſtieg in ihm auf: „Ich bin ein Findelkind!“ flüſterte er vor ſich hin. „Wenn Vater Brand mich gerettet hätte!“

Gewaltſam mußte er die Fluth von Gedanken verbannen, die auf ihn einſtürmte.

„Wahrhaftig,“ rief er. „Dieſer Kaſten iſt nach dem Plane erbaut, den ich vor langer Zeit einmal auf Geheiß meines Pflegevaters entworfen! Ich erkenne Alles, Alles wieder. Hier müßte eigentlich die Thür ſein — Vater Andreas verlangte, daß ich ein Gartenhäuschen zeichnete. Konnten denn die reichen Leute keinen andern Architekten, keinen

Digitized by Google

andern Baumeiſter erlangen? Es grenzt Alles an's Wunderbare.“

Für den, der den Zuſammenhang der Dinge kannte, war nichts wunderbar, denn Alles hatte ſich auf die natürlichſte Weiſe gefügt.

Von der Galerie aus hatte der Beſchauer eine prachtvolle Fernſicht. Albert kümmerte ſich nicht darum; er fand das Fach in der runden Wand, das ſeiner Meinung nach die Thür enthalten mußte. Nun begann er eifrig zu arbeiten. Schrauben und Nägel fielen klirrend zu Boden. Schon nach zehn Minuten riß er die Holzverkleidung ab. Da zeigte ſich eine ſchön gearbeitete Gitterthür von Eiſen. Auf den erſten Beilhieb zerſprang das Schloß. Die Thür flog auf.

Ueberraſcht ſtand der junge Zimmermann an der Schwelle eines eigenthümlichen Raumes. Das Licht, das durch die offene Thür drang, beleuchtete alle Gegenſtände. Die gewölbte Decke ward von fünf Säulen getragen, die durch ſtarkes Fachwerk miteinander verbunden waren. Auf einer mit ſchwarzem Tuche beſchlagenen Eſtrade ſtand ein brauner Kinderſarg, einfach aus ſchwerem Holze gearbeitet. Verwelkte Kränze und Blätter lagen auf dem Deckel und auf der Eſtrade.

Albert zögerte nicht; er erbrach den Deckel, den er ſorgfältig zu Boden ſetzte. Der Sarg war leer. Das ſchwarze Ebenholzkäſtchen, von dem Balduin geſprochen, ſtand in einer Ecke. Es war feſt verſchloſſen. Da erblickte Albert auch ein Papier, das von dem Käſtchen bedeckt geweſen war. Er nahm es. Staunend las er folgende von Vater Brand's Hand geſchriebenen Worte:

„Das Geheimniß iſt von einer Frau verrathen; ich

bewahre die Papiere auf, bis ich ſie abliefern darf. Der Knabe lebt. A. B.“

Albert rieb ſich die Stirn. Neue Räthſel boten ſich ihm.

„Der Knabe lebt!“ wiederholte er. „Sollte mir dieſes ſtille Plätzchen beſtimmt geweſen ſein? Kann mein Pflegevater einen andern Knaben meinen als mich? Hat er mich nicht in ſein Haus gebracht? Seine Beziehungen zu den vornehmen Leuten laſſen Alles vorausſetzen. Gott im Himmel, gib mir Gewißheit, daß ich meiner Louiſe einen Namen zubringen kann!“

Er verbarg das Papier.

Sein Geſchäft war nun zu Ende.

Schaudernd legte er den Deckel auf den Sarg zurück, den er noch lange ſinnend betrachtete. „Vater Brand hatte ohne Zweifel ein wichtiges Geheimniß mit ſich in das Grab genommen.“

„Ich will den Rückweg antreten!“ murmelte er vor ſich hin. „Im Schloſſe wird es ſich zeigen, wie ich die Zeilen des Vaters zu deuten habe.“

Die gefährliche Fahrt über die Galerie wollte er nicht zum zweiten Male wagen; ſein Leben gehörte ja Louiſen, dem geliebten Mädchen.

Er trat auf die Galerie zurück und zog die Eiſengitterthür an. Das Käſtchen ſetzte er daneben. Die Bretter waren bald über die Thür genagelt. Nun riß er die Bohle auf, die dem mit den Nägeln verſehenen Balken zunächſt lag. Das war eine ſchwere Arbeit. Aber ſie gelang. Albert befeſtigte nun die Strickleiter und ließ ſich hinab. Die Oeffnung

war groß genug, daß ein Menſch ſich hindurchzwängen konnte.

Alles war zur Rückreiſe vorbereitet.

Albert verbarg das Käſtchen unter dem Rocke auf der Bruſt. Das Beil ſtak im Gürtel. Muthig ließ ſich der Zimmermann hinab. Die kräftige Hand war gewohnt, das Seil zu halten, ſie glitt ſicher an den Strängen der Leiter nieder, die zwar ſchwankte, aber doch einen bequemeren Weg bot, als den über die Böſchung der Galerie. Er rief Fabian zu, die Leiter anzuziehen; das Rufen blieb ohne Erfolg.

Der junge Mann ſchwebte in der Mitte zwiſchen dem Thurme und der Kuppel. Da krachte ein Schuß — die Kugel ſauſte an dem Kopfe des Schwebenden vorüber.

„Das galt mir!“ dachte Albert. Seine Füße berührten die Stricke nicht mehr, er ließ ſich an den Händen herab, nicht achtend den Schmerz, den die Friktion erzeugte. Im nächſten Augenblicke ſtand er auf den Steinen des Thurms. Fabian war verſchwunden.

„Man hat mich morden wollen!“ dachte Albert ſchaudernd. „Und dieſen Menſchen mit den treuherzigen Mienen habe ich vertraut! Sie tragen ein Leid zur Schau, das ſie nicht empfinden, ſie ſprechen anders als ſie denken! Großer Gott, wenn man meinem Vater vorſetzlich den Tod gegeben hätte?—“

Eine gräßliche Bitterkeit bemächtigte ſich ſeiner. Er ſah nach dem Jagdſchloſſe hinab: Benigna und Ignaz ſtanden nicht mehr am Fenſter. Auch der ſtumme Bediente war verſchwunden. Sollte man einen zweiten Angriff wagen, da der erſte mißlungen? In dieſer troſtloſen Einſamkeit konnte jedes

Verbrechen verübt werden. Niemand wußte ja, wohin der Zimmermann gereist war. Niemand konnte Aufschluß über ihn geben. Darum also hatte man die Reise in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

„Was beginne ich?“ fragte sich Albert. „Soll ich in das Schloß zurückkehren oder weiter wandern? Man will mich verderben. O, diese reichen Leute! Ich bin doch wohl in eine Schlinge gegangen! Fort, der heimtückische Schütze könnte den Schuß wiederholen.“

Er zog das Beil aus dem Gürtel.

Der Weg über die schmale und dunkle Wendeltreppe war gefährlich; aber es gab keinen andern Weg, der in das Thal führte.

„Ich muß!“ rief Albert. „Wehe dem, der mir entgegentritt! Louise, Louise, bete für mich!“

Nach diesen Worten betrat er muthig die Treppe. Seine starke Hand war bereit, das Beil zu schwingen, die einzige Waffe, die er besaß.

Zwölf bis fünfzehn Stufen der dunkeln Treppe mochte er hinter sich haben, als ihm ein donnerndes „Halt!“ entgegengerufen ward. Die Stimme erscholl von unten herauf. Wäre es auch nicht völlig dunkel gewesen, man würde den Mann, der gerufen, doch nicht gesehen haben, da die Treppe sich in kurzen Biegungen wand. Dieser Umstand machte auch den Schuß unmöglich, den Albert fürchtete.

Albert überlegte, ob er zurückkehren sollte. Dann würde sich ein Kampf auf dem Plateau des Thurmes entsponnen haben, der für den Angegriffenen um so gefährlicher war, da er vielleicht mehrere Gegner zu fürchten hatte.

„Wer befiehlt?“ fragte er hinab.

„Ein Mann, der das Recht dazu hat.“

Die Worte ſetzten ſich klingend in dem Steingewölbe fort.

„Ich ſtehe!“ entgegnete Albert feſt. „Was will man von mir?“

„Du biſt der Zimmermann Braud?“

„Ja. Steigen Sie hinab, wir werden die Verhandlung im Freien führen. Im Dunkeln, zwiſchen engen Mauern, halten ſich Tücke und Bosheit auf. Ich ziehe es vor, dem Gegner in's Auge zu ſehen.

„Wer ſagt Dir, daß ich Dein Gegner bin.“

„Der Schuß, den man meuchlings auf mich abgefeuet hat.“

„Ich habe keinen Schuß gehört.“

„Gleichviel. Machen Sie Platz, oder mein Beil fährt von oben herab auf Ihren Kopf.“

Eine kurze Pauſe trat ein. Der Gegner ſchien zu überlegen.

„Man iſt auf den Angriff gefaßt,“ antwortete er dann. „Es braucht indeß nicht zum Kampfe zu kommen. Wir können uns in Ruhe verſtändigen.“

„Was fordern Sie?“

„Das Ebenholzkäſtchen, das Sie von dem Thurme geholt haben.“

„Ah, das iſt es!“

„Ihnen nützt es nicht; mir iſt es von großem Werthe.“

„Ich übergebe es dem, der mich beauftragt hat es zu holen!“ antwortete Albert, der begriff, daß der verborgene

Feind auf eigene Faust handelte, daß man dem beklagenswerthen Balduin den Schatz entziehen wollte.

Der Unsichtbare lachte laut auf.

„Meinst Du," fragte er, „der Blödsinnige wird es Dir danken? Meinst Du, daß Deine kühne That Anerkennung findet bei den übrigen Schloßbewohnern? Sei kein Thor — verkaufe mir den Fund — ich biete eine ansehnliche Summe. Du wirst sie auf der untersten Stufe der Treppe finden. Ein armer Zimmermann darf sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, reich zu werden."

„Und wenn ich mich dennoch weigere?" fragte Albert.

„Dann bist Du ein Narr, der es mit der Ehrlichkeit zu weit treibt. Liefere das Kästchen, das Du mit Lebensgefahr geholt hast, im Schlosse ab, und Du wirst erschrecken vor dem Lohne, den man Dir bietet. Du hast von einem Schusse gesprochen — ich glaube den Schützen zu kennen. Gewisse Leute sehen es gern, daß der Handwerker, der das lächerliche Geheimniß dieses Thurmes kennt, den Hals bricht. Auf jenem Jagdschlosse ruht ein Fluch!"

„Ich verhandle nicht weiter!"

„Du wirst es zu spät bereuen."

„Zeigen Sie mir Ihr Gesicht, nennen Sie sich mir —"

„Kennst Du die Leute, die Dich in das einsame Schloß geführt haben? Vermagst Du den Namen des bleichen Mannes zu nennen, der den verstorbenen Brand als seinen Freund bezeichnet? Bedenke das und laß Dich durch den Glanz des Reichthums nicht verblenden. Ich meine es gut!"

„Was geschieht, wenn ich Ihren Wunsch nicht erfülle?"

„Man nimmt Dir mit Gewalt, was Du gutwillig nicht hergibſt. Ueberlege nicht lange. Du erliegſt entweder im Kampfe, oder gehſt als reicher Mann —“

„Laſſen Sie mich in das Freie! Ich behalte meinen Schatz! Hinweg, ich zerſchmettere Jeden, der mir den Ausgang verwehrt.“

Ein Schuß, der von unten heraufkrachte, war die Antwort. Man ſah das Feuer und hörte das Anſchlagen der Kugel an das Gemäuer. Albert fühlte keinen Schmerz, das Geſchoß hatte ihn nicht getroffen. Nun galt es, Muth zu zeigen, ehe der verborgene Feind eine zweite Ladung entſenden konnte.

„Ah, das iſt die wahre Abſicht, Meuchelmörder! Merke Dir, wie ein Zimmermann ſich vertheidigt!“

Das kurze Beil ſchwingend, ſtürzte Albert die Treppe hinab. Mit der linken Hand tappte er an der Mauer hin, mit der rechten Hand führte er gewaltige Hiebe. Das Beil traf mitunter den Stein — helle Funken ſprangen heraus.

Acht bis zehn Stufen mochte Albert hinabgeſtürmt ſein, ohne auf den Feind zu ſtoßen. Da zerriß ein Blitz das Dunkel; zugleich krachte ein ſtarker Schuß. In demſelben Augenblicke ſtürzte Albert — die Füße hatten eine Stufe verfehlt. Heulend vor Zorn raffte er ſich zuſammen — noch brannte keine Wunde, noch ſchmerzte kein Glied ſeines Körpers. Aber die Bosheit eines Menſchen, dem er kein Leid gethan, den er nicht kannte, nicht einmal geſehen hatte, erfüllte ihn mit einem unbeſchreiblichen Grolle. Das Beil fuhr ſauſend von einer Seite zur andern. Die Stufen waren bald zu Ende;

aber noch blieb es dunkel. Man hatte die Thür zugeſchlagen und verſchloſſen. Es war eine Holzthür.

„Ich bin gefangen!“ dachte Albert.

Er ruhte einige Augenblicke, dann lauſchte er. Tiefe Stille umgab ihn, aber auch ein undurchdringliches Dunkel. Die Hand, wohin ſie ſich ausſtreckte, berührte kalten Stein. Albert betaſtete ſeinen Körper; nirgends gewahrte er eine Wunde. Er begriff, daß er zur rechten Zeit die Stufen verfehlt hatte, es würde ihn ſonſt ſicherlich die letzte Kugel getroffen haben. Nun galt es, die Freiheit zu erlangen. Der Feind, ſo wähnte er, war in die Flucht geſchlagen.

„Aufgemacht!“ rief er. „Aufgemacht!“

Er rüttelte an der Thür, die unbeweglich in Angeln und Riegeln ruhte. Von draußen her erfolgte keine Antwort.

Der Zimmermann betaſtete die Thür — ein großes Schloß machte ſich fühlbar.

„Ich weiß genug!“ dachte Albert. „Das Gefängniß ſoll mich nicht lange bergen.“

Nun begann er zu arbeiten. Knirſchend traf das Beil das ſtarke Schloß, das den erſten Schlägen Widerſtand leiſtete. Hätte der Arbeiter Licht gehabt, er würde leichter zum Ziele gelangt ſein. Furchtbare Hiebe trafen das Eiſen, das endlich in Stücke zerſprang. Die Thür, halb zertrümmert, war offen. Das helle Sonnenlicht beſchien den mit Schweiß bedeckten Arbeiter. Er trat hinaus. Eine Blutſpur zog ſich über den Felſen hin, auf dem der Thurm ſtand; ſie verſchwand unten zwiſchen dem Geſtrüppe. Der Gegner hatte alſo eine Wunde empfangen. Wer war der Meuchelmörder? Wer hatte ihn gedungen? Frage über Frage drängte ſich dem

jungen Manne auf, der unſchlüſſig war, ob er in das Schloß zurückkehren ſollte oder nicht.

Das Käſtchen, nach dem man trachtete, trug er auf der Bruſt; er beſaß alſo das ohne Zweifel werthvolle Geheimniß Balduin's. „Mein Leben iſt mir zu lieb," dachte Albert, „ich gebe es nicht zum zweiten Male preis. Habe ich dieſe Felſen erſt im Rücken, ſo werde ich den Weg zur Heimat ſchon finden."

Er betrat den einzigen Fußpfad, der von der Höhe des Felskegels in das Thal führte. Erſchöpfung fühlte er nicht, die Sehnſucht nach voller Freiheit beflügelte ſeinen Fuß. Laufend kam er bei der Schlucht an, deren Ränder durch keinen Steg mehr verbunden waren. Nun aber gab es keinen Ausweg mehr. Der Kegel war rings von der Schlucht umgeben, die an verſchiedenen Stellen eine Breite von zehn bis zwölf Ellen hatte. Der arme Albert befand ſich auf einer völlig abgeſchloſſenen Felſeninſel. Das war eine neue Verlegenheit, die ſich kaum beſeitigen ließ. Die Fenſter des Schloſſes ſtanden noch offen, aber Niemand zeigte ſich.

Da ließen ſich die wunderlichen Töne des Stummen vernehmen; es war eine Art Jauchzen, wie es fröhliche Knaben auszuſtoßen pflegen. Er ſtand in der kleinen Thür, die ſich in der Grundmauer des Schloſſes befand. Jauchzend hob er beide Arme empor und deutete an, daß der Zimmermann warten möge.

Nun erſchienen zwei Jäger, die einen Steg über die Schlucht legten.

Der Erſte, der dieſen Steg überſchritt, war Ignaz. Er

war mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet. Die Jäger und der Stumme folgten ihm.

Albert erwartete die Männer.

„Dem großen Gotte sei Dank, daß Sie leben!“ rief Ignaz. „Wir haben den Schuß gehört, und Fabian brachte die Meldung, daß ein fremder Mann Sie angreife.“

Der gnädige Herr umarmte den Zimmermann.

Seine Bewegung konnte unmöglich erkünstelt sein, denn er sah sehr bleich aus und zitterte am ganzen Körper.

Albert berichtete kurz, was ihm geschehen.

„Giebt es noch einen Weg, der zu dem Thurme führt?“ fragte er dann.

„Es gibt noch einen, den nur wenig Personen kennen. Fabian hat ihn gewählt, um zu uns zu gelangen. Jenen Steg, den Sie betreten, hat der Verbrecher in den Abgrund geschleudert.“

„Kennen Sie ihn, gnädiger Herr?“

„Nein.“

„Täuschen Sie mich nicht!“

„Ich habe Vermuthungen, die mich mit tiefer Betrübniß erfüllen.“

„Lassen Sie mich reisen, gnädiger Herr —“

„Sie werden bleiben.“

„Ich bin hier nicht sicher vor Meuchelmördern.“

„Empfangen Sie das Wort eines Fürsten, daß er Sie schützt.“

„Eines Fürsten?“ wiederholte Albert.

„Der trotz seines hohen Ranges ein unglücklicher Mann ist. Ich stehe für Ihr Leben, für Ihre Sicherheit. Hätte ich

den auf Sie geführten Streich ahnen können, ich würde ihn zu verhindern gewußt haben. Leider ſehe ich, daß ich einen tückiſchen Feind habe. Sie werden — Sie müſſen bleiben!“

„Gnädiger Herr!“

Ignaz hatte die Hand des Zimmermanns ergriffen.

„Ihres eigenen Heils willen,“ fügte er bebend hinzu. „Und der Ruhe meiner Familie wegen! Dieſen Abend treten wir die Rückreiſe an — ich begleite Sie bis zu Ihrem Hauſe in Buchau. Wo iſt das Ebenholzkäſtchen?“

„Hier, gnädiger Herr!“

Ignaz zuckte heftig zuſammen. Ein Freudenſtrahl blitzte aus ſeinen dunkeln Augen.

„Ueberreichen Sie ſelbſt es Ihrem Auftraggeber.“

Albert mußte dem bleichen Manne glauben, er konnte kein Mißtrauen in das Fürſtenwort ſetzen, das ihm Leben und Sicherheit verbürgte. Ihm war, als ob ſein Glück in dem düſtern Schloſſe entſchieden werden ſollte. Als nun auch Joſef erſchien, entſchloß er ſich raſch, zu folgen.

Der Zug ſchritt über den Steg und gelangte in das Schloß. Einer der Jäger ſtieg zu dem Thurme empor; ein großer ſchwarzer Hund begleitete ihn.

Man erreichte das Vorzimmer des Ateliers. Hier wartete Benigna.

Als ſie den jungen Zimmermann erblickte, eilte ſie ihm mit dem Ausrufe entgegen: „Er iſt unverletzt! Gott im Himmel ſei Dank!“ Und innig drückte ſie ihm die ſchwieligen Hände; Thränen der Freude rannen über ihre bleichen Wangen. Sie konnte nur wenig Worte ſprechen, da die heftige Gemüthserregung ſie einer Ohnmacht nahe gebracht.

Albert erzählte noch einmal kurz und bündig das, was ihm geschehen; er verschwieg auch den Antrag nicht, den ihm der Fremde gemacht hatte.

„Sie haben ihn verwundet?“ fragte Benigna.

„Dafür sprechen die Blutspuren auf dem Felsen. Ich selbst habe den Mann nicht gesehen.“

„O, meine Ahnung, meine Ahnung!“ seufzte Benigna. „Verschweigen Sie Balduin das traurige Ereigniß. Es genügt, daß Sie ihm das Kästchen übergeben, zu dem er den Schlüssel besitzt. Seien Sie meines Dankes gewiß.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Albert entschlossen, „die Dinge, die ich hier erlebe, sind so seltsam und zugleich so ernst, daß es wohl ein Beweis großen Vertrauens ist, wenn ich ferner blindlings folge.“

„Gewiß, oh gewiß!“

„Ich habe eine Braut, an der ich mit ganzer Seele hänge — darum ist mir das Leben lieb.“

„Sie haben eine Braut?“ fragte Benigna rasch.

Es schien ihr diese Erklärung unangenehm zu sein.

„Der ich Treue zugeschworen bis in den Tod.“

„Man darf die Treue nicht brechen!“ flüsterte schmerzlich die bleiche Dame. „Jeden Verräther, sei er, wer er wolle, trifft die Strafe, wenn nicht früher, doch auf dem Sterbebette. Das Gewissen ist ein unerbittlicher Richter.“

„Ich zähle darauf, daß man mich diesen Abend die Heimreise antreten läßt.“

„Zählen Sie darauf!“ versicherte Ignaz. „Ich halte was ich versprochen. Dadurch, daß Sie jenes Kästchen so

treu bewahrt, haben Sie uns einen großen, wichtigen Dienst geleistet. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben."

Ignaz öffnete die Thür des Ateliers.

Albert folgte dem ernsten Manne.

Balduin stand, die Arme verschränkt, und betrachtete sein Werk, das er vollendet zu haben schien. Der Sargdeckel, ein Muster von Geschicklichkeit, Geduld und Ausdauer, stand neben dem Gerüste. Das Handwerkszeug war ordnungsmäßig beseitigt.

„Balduin!" sagte Ignaz ruhig.

„Ah, Du!"

Der Künstler fuhr mit der Hand über die Stirn. Er sah angegriffen aus; die Blässe seines schönen Gesichts hatte sich vermehrt. Das große Auge strahlte einen unheimlichen Glanz aus.

„Nun kann ich meine irdischen Angelegenheiten ordnen!" sagte er dumpf. „War nicht der Zimmermann Brand hier?"

„Brand ist todt!"

Der Künstler erschrak.

„Du weißt es ja schon, Balduin."

„Ich weiß es, ja, ich weiß es! Brand war ein braver Mann."

„Er sendet seinen Sohn —"

„Ganz recht, ich weiß nun Alles! Der junge Mann sollte den Thurm besteigen."

„Er kommt zurück und bringt das Ebenholzkästchen, das zu holen Du ihm Auftrag gegeben."

Ignaz sprach zu dem Manne, als ob er zu einem

Kinde ſpräche; er wußte, wie er den armen Künſtler zu behandeln hatte.

„Hier iſt das Käſtchen!“ ſagte Albert, der ſich ihm beſcheiden näherte.

Balduin nahm es haſtig.

„Es iſt unverletzt!“ rief er. „Weder die Hand eines Menſchen, noch die Zeit haben eine Zerſtörung verſucht — doch, es hat an einem heiligen Orte geruht! Dort oben, in friſcher Luft! Ich habe dieſen Schrein mit Vorliebe gefertigt, und Niemand kann ihn öffnen, als ich.“

Langſam ſtellte er das Käſtchen auf den Sarg.

„Wie haben Sie das Kind gefunden?“ fragte Balduin melancholiſch. „Der Kopf lag doch nach Oſten? Das Geſichtchen war doch nicht von Würmern zernagt?“

Alberts bemächtigte ſich eine peinliche Verlegenheit. Schon ſtand er im Begriffe, die Wahrheit unumwunden zu bekennen, als Balduin im Tone der Ueberzeugung ausrief:

„Brand war ein zuverläſſiger Mann, er wird meinen Befehlen genau nachgekommen ſein. Nicht wahr,“ fragte er dann, unheimlich lächelnd, „nicht wahr, das iſt ein ſchöner Kinderkopf? So hat Rafael ſeine Engel und Cherubim gemalt — Lächelte der Knabe noch? Er iſt ja lächelnd geſtorben! Ach, und ich habe viel geweint! Die Natur reißt den kaum geſchenkten Sohn vom Herzen des Vaters — was iſt das? Grauſamkeit! Tyrannei! Wohin das Auge ſich wendet, findet es Zerſtörung! Die Knospe, die ſich noch nicht entfaltet, iſt ſchon dem Verderben geweiht. Kalte, herzloſe Natur!

Die Kunst strahlt fort, sie erlischt nicht wie das Leben eines Kindes! — Ich will meinen letzten Willen feststellen!"

Balduin wandte sich, öffnete eine Thür und verschwand.

„Lassen Sie ihn! Lassen Sie ihn!" sagte Ignaz erschüttert. „Er wird wiederkehren."

Nun trat er zu Benigna, mit der er sich leise unterhielt. Auch die Dame war bewegt, sie trocknete ihre Thränen. Albert unterhielt sich damit, die aufgestellten Schnitzarbeiten zu betrachten, die er, als Kenner, vortrefflich ausgeführt fand. So verfloß eine Viertelstunde. Da kam Balduin zurück, er hatte sein Arbeitskostume abgelegt; er erschien ganz schwarz gekleidet. War die Toilette auch nicht ganz sorgfältig ausgeführt, so hatte sie doch eine völlige Umwandlung hervorgebracht. Der bleiche Mann sah fürstlich aus. Auf der linken Seite der Brust glänzte ein Stern. Langsam und feierlich trat er dem Sarge näher und nahm das Kästchen.

„Der große Augenblick ist da!" begann er. „Ignaz, ich verzeihe Allen, die mir im Leben Böses zugefügt und segne die, denen ich Gutes verdanke. Bevor ich eingehe zur ewigen Ruhe will ich meinen letzten Willen zu erkennen geben. Ich will aber auch ein Geheimniß nicht mit mir nehmen, das Dir nützen kann — diese Schrift habe ich für Benigna verfaßt —"

Er hatte mit einem kleinen Schlüssel, den er in der Hand trug, das Kästchen erschlossen. Dann öffnete er den Deckel.

„Was ist das?" rief er kreischend.

Starren Blickes sah er in das Kästchen.

„Balduin!“ rief Benigna, die näher getreten war.

Der Mann bot einen gräßlichen Anblick. Wild rollten ſeine Augen, ſeine Hände bebten wie im Fieber. Die Bruſt hob ſich ſchnell.

„Leer! Leer!“ ſtöhnte er mit Anſtrengung.

„Unmöglich!“ rief Ignaz. „Niemand hat den Ort gewußt, der Deinen Schatz verbarg.“

„Niemand? Niemand? Ignaz, Benigna — bekennt es. Du, Benigna, Du?“

Die Wuth ſchloß ihm die zuckenden Lippen.

„Bei dem Heile meiner Seele,“ rief händeringend die Dame, „ich habe nicht gewußt —“

Balduin ſchleuderte das Käſtchen zu Boden, daß es in Stücke zerſprang. Dann legte er die Stirn auf den Sarg. Es ſchien als ob er weinte. Sein ganzer Körper zuckte wie von Krämpfen befallen.

„Haben Sie das Käſtchen ſo vorgefunden?“ fragte Ignaz leiſe.

„Feſt verſchloſſen!“ verſicherte Albert.

Auch Benigna ſah ihn ſchmerzlich bittend an.

Schon wollte der junge Zimmermann von dem vorgefundenen Papiere ſprechen, als Balduin aufſprang und mit furchtbarer Stimme rief:

„Auch Brand hat mich getäuſcht! Ich habe den Freund im Volke geſucht — und nun bin ich ſchmählich betrogen beſtohlen, getäuſcht — Fluch, Fluch, dem Manne!“

Er hob drohend die geballten Fäuſte empor.

„Gnädiger Herr,“ rief Albert beleidigt, „ſchmähen Sie den Todten nicht!“

„Iſt Brand todt? Wahrhaftig, iſt er todt? Nun kann ich ihn nicht erreichen, nun kann ich ihn nicht zerſchmettern! Schmach ſeinem Namen! Fluch ſeinem Andenken! Fluch, Fluch!“

Er ſprang zu den Werkzeugen, riß einen ſchweren Hammer heraus und ſchlug mit furchtbarer Gewalt auf den Sarg. Der erſte Schlag riß die Bretter desſelben auseinander; ſie fielen geräuſchvoll zu Boden. Damit begnügte ſich der Wüthende nicht; er zertrümmerte auch das Arbeitsgerüſt und ſtieß ein heißeres Schreien aus, das nach und nach in ein verzweiflungsvolles Jauchzen überging. „Halloh, halloh, das letzte Werk iſt vernichtet! Die Kunſt erliegt der Ruchloſigkeit der Menſchen, die meine Güte mißbrauchen. Bin ich denn unſterblich? O, daß dieſes Haus auf mich herabſtürzte!“

Er ſah das Käſtchen wieder; ſchreiend zerſchlug er es in kleine Stücke. Den Hammer mit beiden Händen hoch haltend ſtürmte er durch das Gemach. Albert mußte ihm ausweichen. „Verrathen, verrathen!“ rief er. Einige Möbel fielen ſeiner Wuth. Nun ſtürzte er zu der Thür als ob er eine Perſon verfolgen wollte. Benigna trat ihm entgegen.

„Morde mich!“ rief ſie feſt und würdevoll. „Hier iſt mein Haupt — zerſchmettere es, wenn Dein Zorn dadurch gekühlt werden kann!“

Schon wollte Albert den Wüthenden zurückſchleudern, fürchtend, daß das Gräßliche geſchehen werde; aber wie gebannt ſtand der Unglückliche, der ſchwere Hammer entſank der erſtarrten Hand.

„Benigna!“ hauchte Balduin kaum hörbar. „Du biſt doch Benigna?“

„Ich bin es!

„Du lebſt noch? Du biſt nicht —“

Balduin ſchwankte; er wäre zu Boden geſunken, wenn Albert, der ihn raſch umſchlang, ſich ſeiner nicht angenommen hätte. Leichenblaß und regungslos lag er in den Armen des jungen Zimmermannes.

Mit Hilfe eines alten Dieners brachte Albert den Kranken in das angrenzende Gemach, das wahrhaft fürſtlich ausgeſtattet war. Hier legte man ihn auf ein Ruhebett. Benigna folgte; ſie ſank neben dem Bette auf die Kniee nieder und ergriff die ſchlaffe Hand des Regungsloſen, die ſie weinend an ihre Lippen drückte. Albert ging in das Atelier zurück, wo er den tief erſchütterten Ignaz traf.

„Sie haben den Jammer kennen gelernt, den das Schickſal in unſere Familie geſchleudert,“ begann er traurig. „Unſere letzte Hoffnung iſt vernichtet — Ihr Vater hat das unbedingte Vertrauen des Kranken beſeſſen, er iſt das Werkzeug geweſen, deſſen ſich der ſchwache Geiſt Balduins ſtets bedient hat — wir mußten, aus gewichtigen Gründen, den Zuſtand Balduins geheim halten — ich zog Sie, den Sohn des Verſtorbenen, in mein Vertrauen —“

„Gnädiger Herr,“ unterbrach ihn Albert, „Vater Brand war der bravſte Mann, den die Erde getragen, und weil ich von ſeiner Rechtlichkeit feſt überzeugt bin, behaupte ich, daß er zu Allem, was er gethan, nur ehrenhafte Gründe gehabt hat. Das Käſtchen habe ich übergeben, wie ich es dort oben

dem kleinen Sarge entnommen. Aber ich habe auch noch ein Papier gefunden —“

„Ein Papier?“

„Hier ist es. Die Zeilen sind von der Hand des verstorbenen Vaters geschrieben, dessen Ehre zu retten ich als eine heilige Pflicht betrachte. Wie deuten Sie die Zeilen? Ihnen müssen Vorgänge aus früherer Zeit bekannt sein, die Ihnen eine Erklärung ermöglichen.“

Ignaz bezwang eine rasch aufsteigende Bewegung.

„Dieses Papier haben Sie in dem Thurme gefunden?“ fragte er rasch.

Es lag ein Anflug von Zweifel in diesen Worten.

Albert versicherte es mit der ihm eigenen Freimüthigkeit.

„Und jetzt erst übergeben Sie es mir?“

„Ich will nicht verhehlen, daß ich es so lange verbergen wollte, bis ich einen tiefern Blick in die Verhältnisse werfen konnte, die mir durch den Mordanschlag auf meine Person in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Sie haben mir Ihr Fürstenwort gegeben, daß ich diesen Abend unbehindert reisen könne —“

„Zweifeln Sie nicht, daß ich meine Worte halte. Sie stehen unter meinem Schutze; Niemand wird Ihnen ein Haar krümmen. Den Angriff, den ein mir unbekannter Verbrecher auf Sie unternommen, würde ich zu verhindern gesucht haben, wenn ich ihn für möglich gehalten hätte. Er belehrt mich, daß trotz unserer Vorsicht ein Verräther in diesem einsamen Jagdschlosse lebt, den ich ermitteln werde. Sie kehren zurück zu Ihrer Beschäftigung; es ist selbst nöthig, daß Sie in

Ihren alten Verhältniſſen bleiben und das, was Ihnen hier begegnet, verſchweigen, wie es Ihr Pflegevater verſchwiegen hat. Denken Sie an Ihre eigene Sicherheit, an das Glück Louiſens —"

„Gnädiger Herr, Sie kennen den Namen meiner Braut?" fragte Albert erſtaunt.

„Ich werde auch dafür ſorgen, daß es Ihnen möglich wird, die Braut heimzuführen. Sorgen Sie dagegen für die Bewahrung unſeres traurigen Geheimniſſes. Wir bleiben ſtets in Beziehung zu einander — vielleicht kann ich Ihnen mehr anvertrauen, wenn wir uns wieder ſehen. Die Worte, die der ſelige Brand auf dieſes Papier geſchrieben, kann ich heute noch nicht deuten; aber ich habe Grund anzunehmen, daß er dem geiſteskranken Balduin einen Dienſt geleiſtet hat oder auch hat leiſten wollen. Rechtfertigen Sie mein Vertrauen und fördern Sie ſo ein Werk, das auch für Sie von Wichtigkeit iſt. Aber vor allen Dingen denken Sie daran, die Ehre des Verſtorbenen zu retten, die durch das leere Käſtchen in Gefahr gerathen."

Benigna kam zurück.

„Wie ſteht's?" fragte Ignaz haſtig.

„Er ſchläft!" flüſterte ſie traurig.

„Haben ſich andere Erſcheinungen als die gewöhnlichen gezeigt? Der Anfall war zu heftig —"

„Wir werden des Arztes nicht bedürfen."

Diener mußten die Ordnung in dem Atelier herſtellen. Fabian war der Thätigſte. Er verrichtete ſeinen Dienſt traurig und niedergeſchlagen. So oft er konnte ſah er verſtohlen den Zimmermann an, deſſen Muth ihm Bewunderung abzu-

nöthigen ſchien. Auf den Befehl ſeines Herrn geleitete er Albert in das Gaſtzimmer zurück. Der gute Burſche konnte nur wenig über die Perſon des Meuchelmörders andeuten; er beſchrieb ihn durch Zeichen, als einen großen, finſter ausſehenden Mann, dem er, Fabian, dadurch entkommen, daß er nach dem Schloſſe geeilt ſei, um Hilfe zu holen. Da der Steg in die Kluft geſchleudert, habe er einen Umweg machen müßen. Dann beweinte er das Schickſal ſeines Herrn, deſſen Miniatur-Porträt er auf der Bruſt trug.

„Freund, ich bitte Sie um einen Dienſt.“

Fabian zeigte ſich bereit.

„Ich ſchätze und beklage Ihren Herrn, der ſehr krank zu ſein ſcheint.“

Der kleine Mann berührte mit der Hand ſeine Stirn, um den Sitz der Krankheit anzudeuten.

„Schenken Sie mir das Porträt des Kranken.“

Fabian ſtutzte und überlegte. Sinnend betrachtete er das Bild, das in einen ſchmalen, ſchwarzen Rahmen gefaßt war und an einem ſchwarzen Bande hing.

„Sie haben das Original täglich vor Augen; ich aber muß reiſen, kann den guten Herrn nicht ſehen, für den ich mein Leben gewagt habe.“

Nun bedachte ſich Fabian nicht länger; er nahm das Band und hing es dem Zimmermann um den Hals. Bewegt drückte er ihm die Hand, als ob er ſagen wollte: „Sie verdienen es, das Porträt zu beſitzen.“

Bis zum Mittagstiſche ruhte Albert. Die Fahrt in die Luft und der Kampf hatten ihn doch erſchöpft. Nach Tiſche legte er die Arbeitskleider ab und machte Toilette.

Nun entwarf er eine Zeichnung von dem Theile des Schloſſes, den er aus dem Fenſter ſehen konnte.

Fabian führte ihn auf den Korridor; durch ein Fenſter deſſelben hatte er die Ausſicht auf den Thurm. Eine Stunde ſpäter befanden ſich zwei wohlgelungene Skizzen in ſeinem Tagebuche.

Fabian war erſtaunt über die Fertigkeit des Zeichners. Albert bat ihn, er möge den Namen des Schloſſes unter das Bild ſchreiben. Der arme Bediente lächelte traurig und gab zu erkennen, daß er die Kunſt des Schreibens nicht verſtehe.

„Sind Sie von Jugend an der Sprache beraubt geweſen?“

„Nein! war die Antwort.“

„Wie iſt es denn gekommen —“

Albert konnte nicht ausſprechen, denn Fabian legte beide Hände vor das Geſicht und begann bitterlich zu weinen. Er mochte ſich eines ſchrecklichen Vorfalls erinnern, der ihn um die Sprache gebracht. Dann deutete er an, er könne nicht mehr verrathen.

Der leiſe Klang einer Glocke, den er ſofort hörte, rief ihn ab.

Eine halbe Stunde ſpäter kam Joſef und kündigte an, daß der Wagen zur Abfahrt bereit ſtehe.

Albert hätte gern Abſchied von dem armen Fabian genommen, aber Joſef trieb zur Eile. Ignaz wartete ſchon in dem Wagen, der an der Treppe hielt.

Die Rückreiſe verlief genau, wie die Hinreiſe. In der Nacht erreichte man das Landhaus. Joſef wies dem Gaſte

daſſelbe Zimmer an, das dieſer ſchon einmal bewohnt hatte. Bei dem Frühſtücke, das ſpät eingenommen ward, erſchien auch die alte Komteſſe, die ſich des Gaſtes kaum noch zu erinnern ſchien. Sie benahm ſich ſtolz und kalt und empfing die Huldigungen Ignaz's wie einen ihr gebührenden Zoll. Um Mittag ward die Reiſe fortgeſetzt und in der Abenddämmerung hielt der Wagen unter den Buchen auf der Wieſe.

Der gnädige Herr geleitete den Zimmermann in das Stübchen. Beide befanden ſich allein.

„Sie ſehen, mein junger Freund, daß ich Wort gehalten habe. Ehren Sie mein Familiengeheimniß, beobachten Sie genau die Perſonen, die ſich Ihnen nähern, und berichten Sie mir, wenn ſich Dinge von Wichtigkeit ereignen. Joſef wird von Zeit zu Zeit Nachfrage halten. Vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihr Schützer bin."

„Gnädiger Herr, Sie opfern mir Zeit und Mühe, — wie verdiene ich das, ich, der arme Zimmergeſelle."

„Die Zeit bringt wohl Aufklärung. Dieſes Porteſeuille enthält eine kleine Summe, die Sie als Reiſeentſchädigung betrachten mögen. Ich ſage nicht, leben Sie wohl; ich ſage, auf baldiges Wiederſehen!"

Ignaz war verſchwunden.

Gleich darauf trat Elſe ein und machte ihrer Freude über die glückliche Heimkehr Luft. Sie erzählte, daß ſie ruhig gelebt und keinen Beſuch gehabt habe. Aber es ſei ein Brief angekommen.

Der Brief war von Louiſen; er enthielt, was der glühende Liebhaber nur wünſchen konnte: Beweiſe der Sehnſucht,

Zärtlichkeiten und Versicherungen ewiger Liebe und Treue. Der Aufenthalt in dem reizenden Bade, schrieb sie zum Schlusse, könne wohl um einige Tage länger dauern, als beabsichtigt sei.

Der überglückliche Albert küßte das Papier, das die Hand der Geliebten berührt hatte. Dann verschloß er es mit seinen Werthsachen in dem Wandschranke. Else wagte es nicht, über Zweck und Ziel der Reise zu fragen; sie bereitete ein Nachtessen und bediente ihren jungen Herrn, den sie in den eleganten Kleidern kaum noch für einen Zimmergesellen hielt.

Was war nun das Resultat der Reise? Neue Zweifel, neue Sorgen. Auch nicht einen leisen Schimmer von Licht sandte sie in das Dunkel, das die Herkunft des armen Albert bedeckte. Stände er wirklich zu der vornehmen Familie in Beziehung, wie er Anfangs sich geschmeichelt hatte, es würden sich die Personen, die ihn aufgesucht, wohl anders benommen haben. Er beschloß, sich in Geduld zu fassen.

Am nächsten Morgen ging er wie gewöhnlich zur Arbeit. Wußte er auch, daß er Louise nicht treffen würde, so wählte er doch den Weg, der an ihrem Garten vorbeiführte. Dort hatte sie gestanden, jene Blätter hatten ihre Wangen berührt — er pflückte ein Blatt, küßte es, verbarg es auf der Brust und ging weiter.

Auf dem Zimmerplatze hörte er, Meister Gerold sei schon in dem Bureau.

Er ging dorthin.

„Schon zurück?“ fragte der Meister überrascht.

„Gestern Abend, Herr Gerold. Ich danke für den Urlaub und melde mich zur Arbeit.“

Der Meister schwieg und blätterte in einem Buche.

„Sie können statt meiner einen Geschäftsweg abmachen,“ sagte der Meister nach einer Pause.

„Gern, Herr Gerold.“

„In der Nähe von Buchau liegt die große Zuckerfabrik des Fürsten von Selbach.“

„Ich weiß es.“

„Sie haben mit Ihrem Vater dort schon gearbeitet.“

„Ja.“

„Gehen Sie dorthin und nehmen Sie das Terrain auf, das der Fabriksherr zu einem Gartenpavillon bestimmt hat, den zu erbauen ich Auftrag habe. Den Riß dazu können Sie später entwerfen, wenn Sie die Ansicht des Bauherrn gehört haben. Ihnen bleibt Zeit bis diesen Abend. Nehmen Sie meine Mappe, die mit Allem versehen ist, was zur Arbeit nöthig.“

Albert war glücklich über den erhaltenen Auftrag.

Stolz, die Mappe des Meisters unter dem Arme, schritt er über den Zimmerplatz und bald betrat er sein Stübchen in Buchau. Hier legte er die Arbeitskleider ab und machte Toilette.

Nachdem er Elsen mitgetheilt, daß der Meister ihm einen ehrenvollen Auftrag gegeben, nahm er den Hut mit dem schwarzen Flor und ging. Er kam an dem Friedhof vorüber. In kindlicher Pietät besuchte er das Grab des entschlafenen Wohlthäters und verrichtete ein kurzes Gebet.

„Deine Ruhestatt,“ flüsterte er, „soll bald ein schönes

Monument zieren. Ach, hätte Dir der Tod die Zunge nicht gelähmt, daß ſie das Geheimniß meiner Geburt noch hätte enthüllen können. Guter Vater, ſorge für mich!“

Er ging weiter.

Schon nach einer halben Stunde betrat er die große Fabrik, deren Häuſerkomplex einem Dorfe glich. Rings lagen die unabſehbaren Felder, auf denen die Zuckerrüben gebaut wurden. Die grüne Fläche gewährte einen köſtlichen Anblick. So weit das Auge reichte, ſo weit gehörte der Boden einem einzigen Manne.

Albert ging durch das Thor in den Hof.

Er fragte einen Diener nach dem Fürſten.

„Durchlaucht iſt zufällig hier!“ war die Antwort.

Man führte ihn in das Wohnhaus, das zwar nicht einem Palaſte glich, doch aber glänzend eingerichtet war, um den hohen Beſitzer, wenn er hier weilte, ſtandesgemäß zu empfangen. Der Diener übernahm die Meldung. Fünf Minuten ſpäter ward der Architekt von einem ſchon bejahrten Herrn empfangen, der freundlich fragte:

„Meiſter Gerold ſendet Sie?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Nennen Sie mir Ihren Namen!“

„Albert Brand.“

„Sind Sie auch geſchickt genug, die Ausmeſſung vorzunehmen?“

„Ich bürge dafür, daß die Arbeit eben ſo gut ausfällt, als wenn Meiſter Gerold ſelbſt ſie verrichtet hätte. Wäre es anders, der Meiſter würde mich nicht geſchickt haben.“